

chamisso

Viele Kulturen – eine Sprache



Oktober 2011 – Nr. 6

Robert Bosch **Stiftung**

- :: Küchengespräch: José F.A. Oliver und Yoko Tawada
- :: Porträt: Feridun Zaimoglu
- :: Auf den Spuren von Chamisso in Paris



Denke Fühlen. Wissen.

Jetzt auch im neuen

DRATRADE

- Montag bis Freitag • 9:33/10:33/11:33/14:33/15:33/16:33
Samstag • 11:33 und Sonntag • 9:33/11:33
Buchkritik im Radiofeuilleton
- Montag bis Donnerstag • 19:07 bis 19:30
Fazit am Abend
u. a. Autoren im Gespräch
- täglich • 23:05 bis 24:00
Fazit Kultur vom Tage
u. a. Autoren im Gespräch
- Di** 19:30 bis 20:00
Literatur
Feature/Porträts/Autoren im Gespräch
- Sa** 17:30 bis 18:00
Lesung
Bekannte Autoren und prominente Stimmen
- Sa** 22:30 bis 23:00
Erotikon
Lesung zur Nacht
- So** 12:30 bis 13:00
Lesart
Das politische Buchmagazin
- So** 0:05 bis 1:00
Werkstatt/Literatur
Experimente, Features, Essays, Debatten

Kultur ist überall.®

Weitere Informationen:
Hörerservice 0221.345-1831
oder www.dradio.de

Deutschlandradio Kultur

chamisso



- 4 Über Literaturpreise, Zugehörigkeitsgefühle und das Fragmentarische als Vorspeise
Ein Küchengespräch zwischen Yoko Tawada und José F.A. Oliver



- 9 Der Nomade im Zug
Artur Becker porträtiert Feridun Zaimoglu



- 12 Die ungarische Sprache
Einige Gedanken über Charakteristisches und Historisches, Größenwahn und Schmeichelton
 Von Léda Forgó



- 15 Chamisso-Literatur zwischen Forschung und Festival
Ein Interview mit Immacolata Amodeo von der Jacobs University Bremen



- 19 Geschmack ist King
Schülertexte aus den Schreibwerkstätten
»Viele Kulturen – eine Sprache«



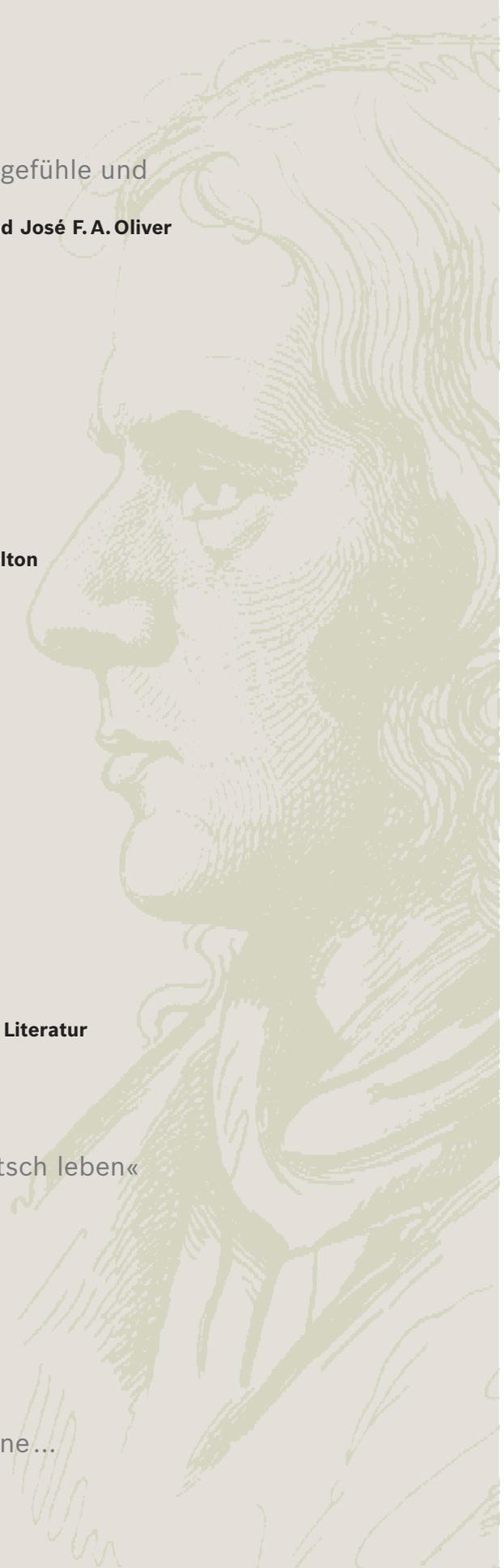
- 24 Ewige Spannung
Ein Essay zum Verhältnis zwischen Politik und Literatur
 Von Hussain Al-Mouzany



- 26 »Es lässt sich hier in Paris sehr deutsch leben«
Mit Chamisso-Forschern aus aller Welt in der französischen Hauptstadt
 Von Michael Bienert

- 30 Neue Bücher von Adelbert-von-Chamisso-Preisträgern
Buchvorstellungen von Klaus Hübner

- 34 Neuigkeiten, Auszeichnungen, Termine...
Mitarbeiter dieser Ausgabe – Impressum



Über Literaturpreise, Zugehörigkeitsgefühle und das Fragmentarische als Vorspeise

Ein Küchengespräch zwischen Yoko Tawada und José F.A. Oliver

Oliver: Im Spanischen ist Adelbert von Chamisso vor allem durch ein Buch bekannt, das heißt im Grunde durch einen Satz: »El hombre que vendió su sombra« – *Der Mann, der seinen Schatten verkaufte*.

Deine »Sprachw:erdung« im Deutschen ist ja eine ganz andere als meine. Hattest du jemals das Gefühl, dass du deinen Schatten verkauft hast beim »Wechsel« in die deutsche Sprache? *Sombra* – Schatten – ein *sombrero* ist verspielt übersetzt übrigens ein »Beschatter«, ein »Kopfbeschatter«...

Tawada: Ich glaube, ich bin selber ein Schatten. Aber wessen Schatten? Wer steht zwischen mir und der Sonne, damit ich, der Schatten, überhaupt existieren kann?

Oliver: Vielleicht ist ein Künstler ja Schatten und Nichtschatten zugleich. So kommt es mir zumindest häufig vor. Das wäre, wenn man beide Zustände als Brüder betrachtete, die Voraussetzung, sich die Wirklichkeit in ihrem Spannungsverhältnis erst tatsächlich erschreiben zu können. Wäre »Sprachschattenspieler« ein Wort, das dem entgegenkäme? Gibt es so etwas wie einen »Literaturschatten«? Findest du, dass »wir« im »Schatten« der deutschsprachigen Literatur stehen? All die nicht-deutschen Namen? Braucht »man« deshalb einen Begriff wie »Chamisso-Literatur«?

Neulich begegnete mir das Wort »Ethno-Kitsch«... Würdest du dich als »Chamisso-Autorin« bezeichnen? Beziehungsweise was denkst du, wenn du den Begriff

»Chamisso-Literatur« hörst? Ich selber fühle mich bisweilen unwohl bei der Bezeichnung. Lange Zeit dachte ich, dass »mehrkulturelle Literatur« ein sinnvollerer Ausdruck für all die Autorinnen und Autoren wäre, die mehrsprachig hören, sehen, denken, fühlen ...

Tawada: Ich bin gerne eine »Chamisso-Autorin«, das heißt, eine Autorin, die, wie Chamisso, aus einem literarischen Land stammt und nun die Metropole Berlin mitgestaltet, wie damals die Hugenotten. Ich bin glücklich, dass ich mich mit seinem Namen in Verbindung setzen darf. Für mich bedeutet es eine Bereicherung, dass ich nicht nur eine globale, sondern auch eine Chamisso-Autorin bin. Aber vielleicht gibt es dabei auch ein Problem. Wie ist es bei dir?

Oliver: Ich kann deine Position sehr gut nachvollziehen und finde sie im Grunde ausgezeichnet. Ja, »Chamisso-Autorin« – wenn ich das nur mittlerweile so wertfrei betrachten könnte... Ist das dann von ähnlicher Qualität wie »Büchner-Autorin« oder »Kleist-Autor« zu sein – verstehe ich das richtig? Eine derartige Typisierung habe ich allerdings noch nie gehört – du vielleicht? Ich habe gelegentlich den Verdacht, dass die Kategorisierung auch Nachteile birgt, insofern als damit eine Art »Andersliteratur« heraufbeschworen werden könnte, die eben dann doch nicht ganz zur deutschen Literatur gehört, ihr ebenbürtig ist. Sehe ich das falsch? Wenn jemand den »Hebel-Preis« erhält oder den »Hölderlin-Preis« – ist der Preisträger dann



ein »Hebel- oder Hölderlin-Autor«? Glaubst du, dass die Literatur von Autorinnen und Autoren nichtdeutscher Herkunft oder nichtdeutscher Herkunftssprache von den Verlagen, Kritikern und dem Literaturbetrieb gleich behandelt wird?

Tawada: Von den Kritikern werde ich sicher nicht immer »gleich« behandelt wie die »deutschen« Autoren, auch nicht schlechter, aber eben nicht gleich – vielleicht aus Unsicherheit. Es ist vielleicht eher das Problem, wenn die Kritiker denken, dass sie sich bei den deutschen Autoren mit ihren Kriterien immer sicher sein dürfen. Und es ist auch ein Problem, dass sie nicht genug Zeit haben, um die Texte genauer zu lesen. Was

auf eine einzige Ausnahme, glaube ich, Emine Sevgi Özdamar hat den Kleist-Preis erhalten –, keinen Namen nicht-deutscher Herkunft enthält. Für mich ist die literarische Anerkennung so vieler Autorinnen und Autoren nichtdeutscher Herkunftssprache erst dann verwirklicht, wenn der erste »ausländische Name« mit dem höchsten Literaturpreis, den dieses Land zu vergeben hat, dem Büchner-Preis ausgezeichnet worden ist. Erst dann erkennt man konsequenterweise an, was so oft als Teil dieser Gesellschaft schöngeredet, aber nicht wirklich akzeptiert wird. Solange bleiben wir im »Schatten«. Aber lass mich noch einen Gedanken über die »Zugehörigkeit« äußern: Ich fühle mich der deutschen Sprache durchaus zugehörig – ich schreibe in



ist dein Eindruck? Meinst du, dass bis jetzt kein Autor mit einem nichtdeutschen Namen den Büchner-, Kleist- oder Hölderlin-Preis bekam? Ich sage hier absichtlich »Namen« und meine damit besonders diejenigen, die in Deutschland geboren sind oder Deutsch schon als kleines Kind gelernt haben. Vielleicht bin ich aber nicht die richtige Person für deine Frage, denn die Zugehörigkeit war nie mein Thema. Ich muss nicht zu einer Familie oder zu einer nationalen Literatur gehören. Dennoch finde ich die Frage wichtig, ob »die deutsche Gegenwartsliteratur« ausländische Namen ausgrenzt oder nicht.

Oliver: Es geht nicht um eine »Nationalliteratur«, vielmehr um eine Literatur in einer bestimmten Sprache, in unserem Fall, die Literatur in deutscher Sprache. Es scheint mir zumindest merkwürdig, im besten Sinne des Wortes, dass nach so vielen Jahrzehnten der Einwanderung in den deutschen Sprachraum die Liste der wichtigsten Literaturpreisträger dieser Sprache – bis

ihr. Das bedeutet allerdings nicht, dass ich mich als Angehöriger einer wie immer auch gearteten »Nationalliteratur« definiere.

Tawada: Ich glaube auch nicht, dass du eine Nationalliteratur schreibst. Aber ich kann mir nichts Konkretes unter »Zugehörigkeit« vorstellen. Fühle ich mich der deutschen Sprache zugehörig? Fühle ich mich der japanischen Sprache zugehörig? Ich gehöre zu einer Sprache, die es nicht gibt, sonst würde ich keine Literatur schreiben. Aber alles, was du sagst, ist politisch sowie literarisch sehr wichtig, und ich verspreche dir, weiter darüber nachzudenken. Nur nicht jetzt. Denn es riecht zu gut hier in der Küche. Was hat das Essen für dich mit der Literatur zu tun?

Oliver: Das werde ich bestimmt auch tun, weiter darüber nachdenken. Dennoch will ich, bevor mich die kulinarischen Köstlichkeiten entführen, noch ein paar Überlegungen nachschöpfen. Unabhängig davon, wie

Aktuell von Yoko Tawada:

- :: **Abenteuer der deutschen Grammatik.**
Gedichte. 2010
- :: **Opium für Ovid.** Ein Kopfkissenbuch von
22 Frauen. 2000 / NA 2011
- :: **Sprachpolizei und Spielpolyglotte.**
Literarische Essays. 2007 / NA 2011
- :: **Übersetzungen.** 2002 / NA 2010
Alle im Konkursbuch Verlag Claudia Gehrke,
Tübingen

Und von José F. A. Oliver:

- :: **fahrtenschreiber.** Gedichte. 2010
- :: **Mein andalusisches Schwarzwaldorf.**
Essays. 2007
- :: **unterschlupf.** Gedichte. 2006
Alle im Suhrkamp Verlag, Berlin

sich der Adelbert-von-Chamisso-Preis in Zukunft entwickeln wird, fand ich es beispielsweise großartig, dass mit dem Lyriker Jean Krier aus Luxemburg im Jahr 2011 ein Autor ausgezeichnet wurde, der im Lëtzebuergeschen groß geworden ist. Eine Sprache, wie ich nachgelesen habe, die aus einer moselfränkischen Varietät des Westmitteldeutschen herstammt. Das war eine mutige und wegweisende Entscheidung der Jury und schließt den Chamisso-Preis auf, in neue Dimensionen, bis dato vernachlässigte literarische (Sprach)räume. Der Preis bleibt in Bewegung, schafft Bewegung. Den Adelbert-von-Chamisso-Preis charakterisiert meines Erachtens jedoch nicht nur diese Offenheit in die Welt und ihre kulturellen Begegnun-



gen, sondern auch die kontinuierliche Begleitförderung der literarischen Aktivitäten der Preisträger durch die Robert Bosch Stiftung ist vorbildlich. Das dürfte wohl einmalig sein.

Doch zurück zu deiner Frage. Literatur und Essen, dieses scheinbar ungleiche Paar, wurde ja literarisch und als Veranstaltungskonzept zigital verknüpft. Wenn ich hingegen intensiv schreibe, vergesse ich das Essen. Mein Hunger stillt sich dann wohl anderweitig. Hin und wieder koche ich aber auch sehr gerne. Dann passiert mir im weitesten Sinne Ähnliches wie beim Schreiben. Ich stelle mir am Morgen schon vor, was ich abends zubereiten will, besorge mir ganz euphorisch, was ich für mein Menü brauche und ertappe mich dann dabei, dass ich doch etwas ganz anderes koche. Es ist, als würde dann der gesamte Vorrat an Zutaten, den ich in meiner Speisekammer entdecke, plötzlich bestimmen, was auf den Tisch kommt und nicht das, was ich in meiner Einkaufstasche nach Hause gebracht hatte. Diese unverhoffte Eigendynamik ist sehr reiz-

voll, auch wenn sie mich zu überraschen weiß. Und manchmal, wenn ich wie in Trance ein paar Stunden am Herd zugebracht habe, bin ich schließlich so sehr duftgesättigt, dass sich kein Hungergefühl mehr einstellen will. Bei meinen Gedichten habe ich vergleichbare Erfahrungen gemacht: Ich schreibe immer wieder an ihnen und wenn sie fertig sind, muss ich mich wirklich disziplinieren, sie zu publizieren. So als sei ich allein vom Schreiben schon satt, als wären all meine Bedürfnisse befriedigt ...

Tawada: In Hamburg gab es ein syrisches Restaurant, wo man über dreißig kleine, verschiedene Teller bekam, wenn man Vorspeisen bestellte. So esse ich am liebsten und so schreibe ich auch. Viele kleine Fragmente, alles gleichzeitig, ganz unterschiedlich, dennoch zusammenpassend. Ach ja, in Spanien gibt es doch die Tapas-Kultur, auch in Japan gibt es etwas Ähnliches.

Oliver: Das Fragmentarische als Vorspeise – ein

schöner Gedanke. Wird es dann trotzdem irgendwann noch einen Hauptgang geben oder braucht »man« den nicht mehr, weil die große Auswahl an Vorspeisen dem Gaumen genügt? Die Esstradition, wie du sie beschreibst, hat ja auch etwas mit Zeit zu tun. Sich die Zeit nehmen, die verschiedenen Gerichte zu kosten, sie zu genießen. Manchmal kommt mir der Literaturbetrieb wie eine riesige Schnellküche vor, die einfach nur abfertigt. Die Fülle an Büchern ist schieres Fastfood, kaum gegessen, schon wieder vergessen. Wobei ich daran zweifle, dass die Werke, die über die Theke wandern, auch alle gelesen werden. Aber davon hast du ja eingangs schon gesprochen. Da fällt mir ein, dass es natürlich auch Mode-Erscheinungen gibt, wie im Augenblick die »Balsamico-Welle«. Das habe ich mir zumindest sagen lassen. Hauptsache Balsamico. Die literarischen Rezeptempfehlungen und ihre entspre-

chenden Auslagen kennen das ja auch... Das letzte, was ich vor dem Nouvelle-Cuisine-Begriff aus den Kochtöpfen eines Kritikers hörte - er meinte zu manchen Romanen der sogenannten Chamisso-Literatur, sie seien »Ethno-Kitsch« -, war in etwa diese Feuilleton-Überschrift: »Das Migrations-Fräuleinwunder in der deutschsprachigen Literatur«. Das sind doch immer neue Aufmachertitel, immer neue, hilflos hinkende Versuche, die nichts als Ausgrenzung bedeuten, anstatt anzunehmen, was qualitätvolle Präsenz ist. Beim Essen gibt es ja Gott sei Dank eine Bezeichnung wie »Kitsch« nicht - stell dir vor, »Paella-Kitsch« oder »Sushi-Kitsch« ...

::

(Die Autoren danken der Familie Pastor vom Hotel Blume in Hausach.)

»Wenn ich hingegen intensiv schreibe, vergesse ich das Essen. Mein Hunger stillt sich dann wohl anderweitig.«



Der Nomade im Zug

Ein Porträt des »Bruders« Feridun Zaimoglu



Von Artur Becker

Haben Sie sich schon mal gefragt, wie ein moderner Nomade aussieht und lebt? Was er denkt und tut? Er ist jedenfalls ein unermüdlicher Wanderer, der zu jeder Jahreszeit durch die deutschen Lande zieht und Europas Hauptstädte und Metropolen besucht, um seine Sucht nach neuen Eindrücken und Menschenbegegnungen zu befriedigen. Er ist ein Mann der Unrast, aber einer ganz besonderen, weil sie nicht nur in der Welt haust und ein Produkt unseres gerade entstehenden 21. Jahrhunderts ist: Sie wohnt auch im Herzen dieses Nomaden, das unruhig in ihm pocht und ihn zum Reisen antreibt. Und ich kann Ihnen in der Tat verraten, wie er aussieht und was er tut. Man braucht nur regelmäßig einen der bundesrepublikanischen Bahnhöfe zu besuchen – und dabei spielt es keine Rolle, ob in einer Großstadt oder in der Provinz –, früher oder später werden Sie ihn treffen: Diesen rastlosen Mittvierziger, der wochenlang nur aus einem riesigen, durch viele Reisen schon gezeichneten Koffer lebt, einem dieser hässlichen, aber praktischen Trolleys auf zwei Rollern.

Der so beschriebene Mann zieht sein »Hab und Gut« auf den Minirädern erschöpft hinter sich her und eilt zum Bahnsteig, um den nächsten Zug zu erwischen. Sein Blick ist etwas verwirrt, sein Mund grinst, und er macht eher den Eindruck, als sei er auf der Flucht und nicht auf einer Karawane zurück ins Paradies oder zu seiner Geliebten. Meistens steckt eine Zigarette zwischen seinen Lippen, eine Marlboro Menthol – solche Zigaretten hat früher einmal meine Mutter geraucht,

wenn es ihr ganz schlecht ging und sie Kummer hatte. Aber Du, Feridun, hast Du Kummer? Weißt Du eigentlich, dass Bewegung eine philosophische, theologische und rhetorische Figur ist?

Ja, es geht um Feridun Zaimoglu, der mich herzlich und nach der Art der geistigen Wahlverwandtschaften »Bruder« nennt, wenn wir uns irgendwo auf irgendeinem Bahnhof der Republik treffen – auf dem Weg zu Lesungen. Feridun wohnt gar nicht in Kiel, wie man überall behauptet und schreibt – er lebt in Wirklichkeit im Zug; im Zug des Lebens und des Schreibens, im Zug der Suche nach Liebe und Gott, und auch im Schlaf- und Schreibtischwaggon nach Thule, wenn er sich zurückziehen muss, um einen Roman zu schreiben, um bis ans Ende der Nacht und der Welt zu gelangen. Wenn er dann am Bahnsteig seine türkische Umhängetasche durchsucht und seine wunderbaren Briefumschläge herausholt, die er selbst bemalt, freut sich das Herz des Symposium-Eros: Da wird einem schnell klar, dass er mit seinen siebenundvierzig Jahren ein großes erwachsenes Kind ist; er zeigt voller Stolz seine buntscheckigen Briefumschläge und sagt, dass er sich auf Reisen die Zeit mit Malen und Zeichnen vertreibt.

Ich kenne nur wenige Schriftsteller, mit denen man über den Gottesglauben und die Theologie diskutieren kann. Neben Zaimoglu zähle ich auch José F. A. Oliver zu dieser wohltuenden Ausnahme, vielleicht auch Martin Mosebach, dessen erhobener römisch-katholischer Zeigefinger aber meine Empathie für die Gnostik



und das Ketzerische dämpft. Aber der Bruder Feridun ist einer der offensten und liberalsten Autoren, die ich kenne. Er zelebriert seine Neugierde und lässt sich alles, was ihn interessiert, genau erklären. Ich glaube, dass er die Trinität in der christlichen Theologie nie verstehen wird, doch fragt er ständig nach ihr - nach diesem theologischen Spiel zwischen Gott, seinem Sohn und dem Heiligen Geist -, wenn wir uns wieder einmal irgendwo in unserem Nomadendeutschland treffen.

Er glaube an Gott, sagt er, und das ist keine plakative Koketterie eines Autors, der sich mit der deutschen Erzähltradition identifiziert und infiziert hat. Er erwähnt gern Alfred Döblin oder die deutschen Fabeln, wenn er über das Schreiben doziert. Dafür ist Zaimoglu viel zu leidenschaftlich und gerissen (Kanake!, brrr!), was den Umgang mit dem Sakralen und Profanen angeht, als dass er den Atheismus und Agnostizismus zu seinen Verbündeten machen könnte. Er weiß, dass man mit dem Feuer nicht spielen darf: Für ihn ist das Sein, das »esse«, ein Geschenk der Schöpfung. Deshalb spricht er ohne Umschweife von seinem Verhältnis zur Religion. Er verlasse sich auf das Wort der Propheten, nicht auf das der Priesterschaft. Der Glaube zähle für ihn mehr als die unzähligen Lippenbekenntnisse zu einer Religion. Und da Feridun Zaimoglu, zumindest was seine barocke Ausdrucksweise und Gestik angeht, eine Erscheinung wie aus einem längst vergangenen Jahrhundert ist, spricht er auch angenehm leichtfertig für meine europäischen, an Spinoza, Pascal und Weil geschulten Ohren von Pharisäern und Philistern, die die Wüsten- und Bergbotschaften der Propheten instrumentalisieren würden, und zwar im Namen einer erdachten Institution. Ist er ein Häretiker, dieser Zaimoglu? Vielleicht. Im Sinne der Kirchen und ihrer Dogmen ganz bestimmt. Aber er findet ein schönes schwerfüßiges Wort für den Islam, seine Hausreligion und -tradition: Wüstenglaube. Und er sagt im nächsten Satz, was für ihn Respekt vor dem Leben bedeute und was den Islam am besten charakterisiere: Mit der Stirn den Sand zu berühren - das sei der Islam, der einer absoluten Hingabe gleiche, und das und nur das gefalle ihm an diesem Glauben.

Ich muss jedes Mal staunen, dass ich dank der Gespräche mit ihm immer wieder Gemeinsamkeiten des Islams mit dem Christentum entdecke. In seinem Medizinstudium habe, so erzählt er mir, der Anblick nackten Fleisches und nackter Knochen auf den Tischen des Anatomiesaals in ihm ein großes Staunen



Feridun Zaimoglu, »türkischer Nomade deutscher Zunge«

Aktuelles von Feridun Zaimoglu:

- :: **Ruß.** Roman. Köln 2011: Kiepenheuer & Witsch
 - :: **Kanak Sprak + Koppstoff.** Die gesammelten Mißtöne vom Rande der Gesellschaft. Köln 2011: Kiepenheuer & Witsch
 - :: **Hinterland.** Roman. Köln 2011: Kiepenheuer & Witsch (NA Frankfurt a. M. 2011: Fischer TB)
 - :: **Bloß keinen Griesbrei an Heiligabend.** Ein Weihnachtsgelage. München 2010: Ullstein Verlag
- Und von Artur Becker:
- :: **Der Lippenstift meiner Mutter.** Roman. Frankfurt a. M. 2010: Weissbooks
 - :: **Wodka und Messer.** Roman. Frankfurt a. M. 2008: Weissbooks (NA München 2011: btb)

hervorgerufen: Er habe sich plötzlich der Schöpfung – diesem Wunder! – sehr nah gefühlt. Während andere bei solchem Anblick normalerweise in Ohnmacht fallen, denkt der türkische Nomade deutscher Zunge an ein Wunder! Es müsse ein Wunder sein, sagt er, dass sich jemand dies alles ausgedacht habe: die Haut und die Nacktheit unserer zerbrechlichen Körper.

Feridun, welche Bücher liest Du zurzeit?

Er nennt Martin Buber. Man denkt sofort an *Die Erzählungen der Chassidim*. In seinem Vorwort erklärt der österreichisch-jüdische Religionsphilosoph das Erzählen: »Das erzählende Wort ist mehr als Rede, es führt das, was geschehen ist, faktisch in die kommenden Geschlechter hinüber, ja das Erzählen ist selber Geschehen, es hat die Weihe einer heiligen Handlung.« Dieses Bekenntnis zum feurigen Erzählen und zur Begeisterung könnte Zaimoglu blind unterschreiben. Das Geschichtenfinden und -erzählen betrachtet er als eine lebensbejahende ekstatische Aufgabe. Das Zuhause und die Familie hätten ihn bereits zum Erzählen animiert, nicht unbedingt die Geschichten aus *Tausend-undeiner Nacht*.

Er sagt, wie sich das für einen Postromantiker in der Epoche der Globalisierung gehört, der rechte Arm möge ihm verdorren, sollte er einmal die Kraft des souveränen Erzählers einbüßen und das Land der Lüge betreten. Danach sagt er dann sofort, dass jeder Rückblick eine Lüge sei. Er ist widersprüchlich, und das mag ich an meinem Bruder.

Zaimoglu steht auf der Seite der Sonne: des Menschen im Zeichen der Sonne. Seine Literatur ist »zur Liebe, nicht zum Hasse« (Antigone), er wartet nicht auf Godot, und er stellt den besserwisserischen Verehrern des Nichts und des Materialismus ein Bein. Dass er das wirklich tut, beweist auch seine Sprache: Die Muttersprachler von der Elbe dürfen mal ruhig neidisch sein, denn er weiß bei all der avantgardistisch anmutenden Sprach(r)evolution in seinem Deutsch auch noch gute Geschichten zu erzählen.

Feridun, warum schreiben sie über Dich, dass Du die Rückkehr der Romantik in die Literatur eingeläutet hättest? Wissen sie nicht, dass die Romantik vielleicht nie geendet hat? Und dass diese Epoche, rein kulturgeschichtlich betrachtet, die glaubwürdigste Idee der menschlichen Emanzipation und Freiheitssuche im kalten unendlichen und todessüchtigen Universum ist, auch wenn die Romantik nicht nur Gutes hervorgebracht hat?

Mein Lieblingsbuch aus Zaimoglus Feder heißt *Liebesmale, scharlachrot*. Ich habe einige Schreibreisen meines Bruders zufällig und meist für die Dauer eines Schmetterlingsdaseins begleitet, und ich weiß, wovon ich rede. In der Villa Massimo in Rom hielt ich einmal einen schweren weißen Ziegelstein in der Hand: das Manuskript von *Leyla*. Der Autor war nervlich am Ende und glücklich

über jedes hilfreiche Wort der Kritik. Ich weiß auch, wie sein neuer Roman *Ruß* entstand: Wir trafen uns wieder einmal im Zug, ich kam von einer Lesung und er spielte den Columbo: »Eine Frage hätte ich da noch...« Er recherchierte gerade im Ruhrgebiet für *Ruß*, eine ausländerfreie Geschichte (sic!): mit Ausnahme von Maria, wohl einer Polin. So stand auch eine Reise nach Warschau an, in eine Stadt, die nach 1945 aus den Ruinen auferstanden war und in der angeblich die schönsten Mädchen der Welt leben.

Feridun, warum hast Du zehn Kilo abgenommen? Haben Dir die Marlboro Menthol einen verräterischen Kuss verpasst?

Nein, ich könne beruhigt sein, sagt er, ihm fehle nichts. Aber das stimmt nicht – er ist ein Sklave seiner Geschichten und Figuren. Die Mimikry ist seine eigentliche Krankheit. Er verwandelt sich in die Gestalten, von denen er erzählt. Und dann nimmt er ab, oder er spricht mit einer zarten Mädchenstimme über Bauchschmerzen oder über das erste Rendezvous im Stadtpark.

Er wird nicht immer verstanden, nicht immer gelobt, das zeichnet gute Dichter aus. In *Hinterland* schickte er wieder seine Glücks- und Sinnsucher auf Homer'sche Reisen. Es entstand ein nervöses chaotisches Buch, das die Ra(s)tlosigkeit des westlichen Menschen beschrieb. Und ich dachte sofort: Ich hab's verstanden! Zugabe!, Feridun, Zugabe!, sagte ich mir, einen Leser, der Dich versteht, wirst Du immer finden! ::

A magyar nyelv Die ungarische Sprache

Einige Gedanken über Charakteristisches und Historisches,
Größenwahn und Schmeichelton

Gondolatok egyediségről,
történetiségről,
nagyratörésről és negédes
sutymorgásról

Von Léda Forgó

Eine unbekannte Sprache ist Ungarisch wohl nicht, diese Bezeichnung können wir anderen Sprachverwandten lassen, wie zum Beispiel den Chanten aus Nordwest-Sibirien, deren Sprache zu den bedrohten gehört, ohne einheitlich gefestigte Schriftlichkeit. Sie sind sehr nahe Verwandte, auch innerhalb der finno-ugrischen Sprachen gehören Ungarisch und Chanti in dieselbe Gruppe, die der Ugrischen Sprachen.

Die Sprachidentität in Ungarn ist ein wichtiges Thema, die Wurzeln so weit zu suchen ist nach meiner Meinung ein Phänomen der Unzufriedenheit, die die Ungarn in ihrer Geschichte dauerhaft begleitet.

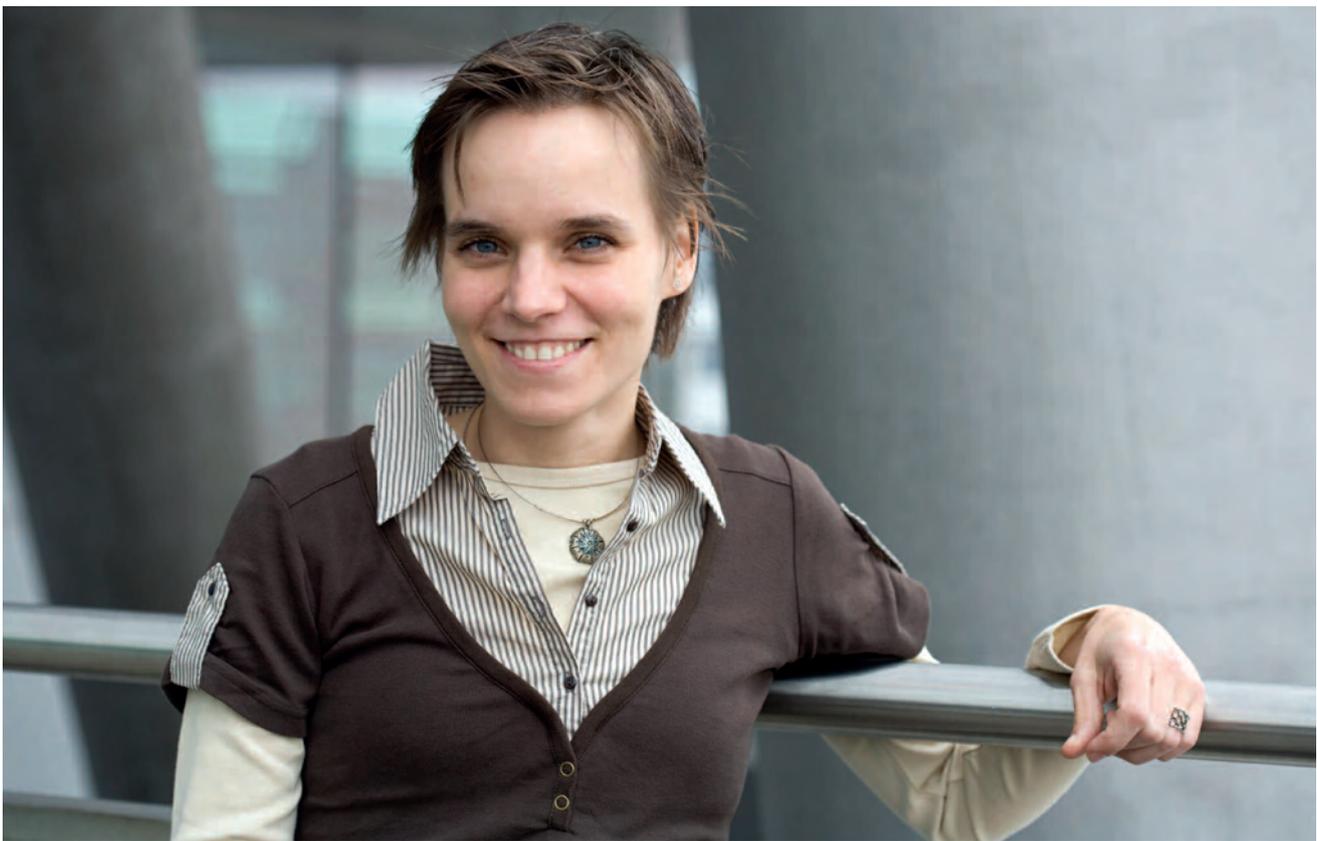
Ich habe vor kurzem eine wunderbare junge ungarische Sprachforscherin kennengelernt und ihre charmante Darstellung hat mich sofort mitgerissen, alle meine in der Kindheit gründlich angelegten ungarische Nationalflammen sind wieder hochgegangen, ich sah mich in der Steppe mit Pfeil und Bogen auf einem muskulösen Zwergpferd, am liebsten wäre ich gleich ins Reich des ewigen Eises mitgefahren, um diese archaisch lebenden Sprachverwandten zu besuchen.

Vielleicht liegt diese Weite-Sehnsucht in den fehlenden Möglichkeiten, sehr große Sprünge zu machen. Der Durchschnitts-Ungar kommt kaum zum Reisen, ringt eher um die Alltagsexistenz. An Bestätigung fehlt

es dem Land ebenfalls. Im vergangenen System war Ungarn ein Lichtpol, an dem die gefürchtete Unterdrückung der halben Welt systemimmanent scheiterte. Das Land ist in den letzten

Jahren zum schwarzen Schaf des ehemaligen Ostblocks geworden, von dem es sich immer abzusondern versuchte – sprachlich und durch bestimmte Errungenschaften. So negativ im Mittelpunkt der Medien zu stehen, ist sicherlich der Entfaltung einer friedlich besonnenen Zufriedenheit auf dem eigenen Flecken nicht förderlich, aber vielleicht kommt ja diese Krise der Sprachforschung zugute, als kleine geistige Flucht und wohlbekannter Ausdruck des Ungarn für Fernweh.

Der Ungar betont gern, kein Osteuropäer, sondern nach der geografischen Lage ein Mitteleuropäer zu sein. Das Karpatenbecken ist ein natürlicher Zusammenlauf der Handelswege und war dadurch immer ein Treffpunkt vieler Nationen. Eine – zumindest wirtschaftlich – führende Rolle für die Region würde sich aus der Lage erklären, und die hat das Land zu Zeiten Großungarns ausgeübt. Zu dieser Zeiten haben sehr viele Nichtungarn die Sprache gesprochen. Das nimmt immer mehr ab, heute sind ungarisch sprechende Ausländer ohne familiären Hintergrund weiße Raben.



Léda Forgó erhielt 2008 den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis

Diese besondere Rolle, als auch sprachlicher Außenseiter, im slawischen Schmelztiegel zu bewahren, scheut der Ungar keinen kleinen Größenwahn, der in angemessenem Maß selbsterhaltend sein kann, sogar anziehend, ja, hübsch angelegte Arroganz empfinde ich als gesund. Es kursieren im Internet kleine Filme, in denen alle ungarische Erfindungen – ohne die Welt nicht dieselbe wäre – aufgezählt und dargestellt werden. Diese anschauend, entdeckte ich die gemeinsamen Wurzeln von Stolz und Scham. Letztere überwog allerdings.

Geschichte und Mentalität

Ungarisch gehört in die uralische Sprachfamilie, über die es viele Hypothesen gibt – die ungarische Forscherfantasie kennt keine Grenzen. Sicher ist, dass Worte aus Endungen wie Legosteine gebaut werden, so entstehen lang klingende Wörter, vielleicht ohne Erkennungswert für an Lateinisch oder Indogermanisch gewohnte Ohren. Dafür werden aber die Sätze knapper: Ein einzelnes Wort kann für mehrere Ausdrücke oder sogar ganze, kürzere Sätze in anderen Sprachen stehen.

Wenn man die gleichen Bücher in Ungarisch und in Deutsch gleichzeitig in der Hand hält, fällt auf, dass die

deutschen Versionen immer dicker und schwerer sind. Ich weiß nicht, ob es daher rührt, aber ich kenne im Ungarischen eine heftige Sprachlust, mit dem Verändern einer Silbe oder eines einzigen Buchstabens in einer Silbe den Sinn zu verändern: Wenn man die fast gleich klingenden Wörter, die aber ganz anderes bedeuten, nebeneinander stellt, bekommt man ganze Geschichten erzählt, wie im Rhythmus von Trommelschlägen.

Meine ganze Schullaufbahn war mit von Spottgedichtchen hervorgerufenen Lachfetzen bestimmt, irgendwann kamen Elemente der Fremdsprache dazu, die man gerade lernte. Die Sprache steht immer in Vordergrund und ich kenne wirklich niemanden in Ungarn, der als Kind keine Gedichte schrieb; es ist fast eine nationale Kinderkrankheit, dass man neben Feuerwehrmann, Astronaut und Entdecker unbedingt auch ein Dichter werden will.

Ungarisch wird wohl von rund fünfzehn Millionen Menschen weltweit gesprochen, der Zehnmillionen-Herd davon befindet sich im eigenen Land, im osteuropäischen Kessel aus kleinen Völkern; einige Millionen Minderheiten in den Nachbarländern auf Gebieten des früheren Großungarn – Ungarn war schon ein multinationaler Staat, als Deutschland noch aus kleinen, sich gegenseitig bekämpfenden Fürstentümern bestand.

Man findet durch die gewaltsame Bevölkerungs-

- :: **Vom Ausbleiben der Schönheit.** Roman.
Berlin 2010: Rowohlt Berlin Verlag
- :: **Der Körper meines Bruders.** Roman.
Zürich 2007: Atrium Verlag

trennung interessante Sprachflecken in diesen Ländern: mit archaischem Sprachgebrauch oder einer Sprachentwicklung, in die neue Wörter aus den offiziell gewordenen »Besetzer«-Sprachen eingeflossen sind.

Auch politische Erklärungen habe ich für den »Sprach- und »Gebietsverlust« gehört, nämlich die in Ungarn heute oft bemängelnde Toleranz, die plötzlich nicht mehr benötigt wurde, als nach dem Ersten Weltkrieg zwei Drittel des Landes samt Minderheiten wegbrachen - da brauchte das geschrumpfte Land dieses Klebemittel nicht mehr.

Honigsüßer Schmeichelton

Im Ungarischen gibt es keine grammatischen Geschlechter, was beim ersten Hören auf tief wurzelnde Emanzipation deuten ließe, doch da muss ich die Idealisten enttäuschen und auf die bis heute immer noch unberührte konservative Rollenzuweisung zwischen Männern und Frauen in meiner Heimat hinweisen.

Da in Ungarn ein honigsüßer Umgang miteinander üblich ist - die Bösartigkeiten werden hinter dem Rücken begangen -, verzichtet man heutzutage fast auf das Siezen, um die Distanz zu durchschneiden. Wobei das Du immer die weiblichen und älteren Personen vorschlagen müssen, was in der Regel nach den ersten Sätzen geschieht.

In den früheren Generationen war es ein wenig anders, noch meine Mutter hat die ihre gesiezt. Ich kenne »richtige« Gentlemen aus der Generation meiner Eltern, geboren in den Fünfzigerjahren, die in gewissen Situationen, in der Schriftform oder sogar immer die Frauen siezen, um ihren Respekt auszudrücken. Das mag zwar gekünstelt und formell klingen, ich habe es aber sehr gerne. Wahrscheinlich handelt es sich hier um vom Aussterben bedrohte Manieren, denn aus dem Mund eines Gleichaltrigen würde es lächerlich klingen.

Es gibt auch ein kindliches Siezen, mit dem Kinder fremde oder nicht verwandte Erwachsene ansprechen sollten, um sich wohlerzogen zu zeigen, und das wieder ein wenig anders ist als offizielles Siezen. In der Pubertät, wenn man eine gewisse Reife zeigen will, legt man diese Form ab und benutzt, um höflich zu bleiben, das nichtkindliche Siezen - etwa beim Einkaufen oder Ansprechen in der Straßenbahn.

Deutschen könnte der herrschende Schmeichelton fast überfreundlich und unglaublich vorkommen, doch das hat vielleicht mit diesem innerlich verlangten Schmeicheln zu tun, weil der Sprachgebrauch, die Sprache sehr kräftig ist, alle Adjektive gesteigert, geradezu überwürzt sind.

Dieses Mittel hilft, nicht übersehen zu werden; bei der großspurigen Gefühlsvermittlung ist der Angesprochene durch die Wortgewalt gezwungen, sich in den Sprecher hineinzusetzen, nachzudenken, Stellung zu beziehen, sich zu äußern. Es erinnert mich ein wenig an das Werbeverhalten schriller Vögel, die mit ihrer grellbunten Farbigeit Raum greifen.

Mir geschieht es oft, dass ich, obwohl ich Deutsch rede, mit meinen kräftigen Adjektiven Entsetzen hervorrufe, selbst nach so vielen Jahren hat sich das nicht sehr relativiert. Das ist ein inneres Bedürfnis, um Luft abzulassen, und nach meinen ausartenden farbigen Schilderungen fühle ich meine sich ausbreitende Erleichterung in der aus Erstaunen erstandenen Stille.

Eigene Schimpfgesänge

Die weniger feine Seite der Sprache, nämlich das Schimpfen, wird auch virtuos betrieben. Charakterstarke Mütter dichten eigene Schimpfgesänge, damit die Kinder das Vulgäre nicht erlernen. Die Schimpferei meiner Großmutter, einer Schuldirektorin, klang wie ein musikalisches Fachvokabular, wie auf Noten geschrieben. Ich habe immer lange über die Bedeutung ihrer Ärgerworte nachgedacht, die knapp an Bedeutungen und Klängen vorbeisausten, aber dies alles aber nicht waren und bedeuteten.

Selbst schimpfend ist bei Ungarn ein hoher Ehrgeiz zu entdecken, andere mit sprachlichen Virtuositäten zu beeindrucken und zum Lachen zu bringen. Ich bestaune die Vielfältigkeit der geistreichen Bösartigkeiten, die über Dritte zelebriert werden, und bin dankbar für die schmeichelnde Sozialisierung, weil mir dadurch die meisten meiner Person gewidmeten Beschimpfungen vorenthalten bleiben. ::

Chamisso-Literatur zwischen Forschung und Festival

Ein Gespräch mit Immacolata Amodeo, Professorin für
Literaturwissenschaften an der Jacobs University Bremen

Die Jacobs University Bremen gehört zu den ganz jungen und zugleich außergewöhnlichsten deutschen Universitäten. Was macht die Lehre und Forschung an ihr so besonders?

Die Jacobs University wurde vor zehn Jahren als International University Bremen gegründet und basiert auf den Grundkonzepten »Transdisziplinarität« und »Interkulturalität« sowie dem Prinzip, dass die Studierenden aus über hundert Nationen gemeinsam in Colleges auf dem Campus wohnen und so ganz praktische Interkulturalität leben. Kommunikations- und Lehrsprache in allen Seminaren und Vorlesungen ist Englisch.

Englisch als Sprache der Lehre: Wie muss man sich dann Seminare und Vorlesungen innerhalb der Germanistik bei Ihnen vorstellen?

Bei uns gibt es keine Germanistik im engeren Sinn. Wir lehren Allgemeine und Vergleichende Literaturwissenschaften eher im Sinne einer internationalen Literaturwissenschaft und behandeln dabei »Weltliteratur«. Aufgrund der Zusammensetzung unserer Studentenschaft nehmen unsere Lehrveranstaltungen zu Interkulturalität einen zentralen Platz ein. Unser Masterstudiengang »Intercultural Humanities« umfasst dabei fachübergreifend Veranstaltungen zur Kunstgeschichte, zu Medien-, Religions- und Literaturwissenschaft. In Seminaren »Migration und Literatur« nehmen die Werke der Chamisso-Preisträger natürlich einen wichtigen und zentralen Platz ein. Da alle Semi-



nare auf Englisch gehalten werden, können allerdings nur Autoren behandelt werden, die in englischer Übersetzung vorliegen. Viele Studierende erarbeiten sich aber dennoch auch das deutschsprachige Original.

Wie nehmen die Studierenden die Literatur der Chamisso-Preisträger an? Gibt es hier Unterschiede zu anderen Autoren?

Viele Studierende mit interkulturellem Hintergrund finden in den Werken der Chamisso-Preisträger wichtige Identifikationsangebote. Sie interessieren sich für Autoren, die nicht national verankert sind, so

wie sie selbst. Die Chamisso-Autoren beantworten oft die auch bei den Studierenden intensiv diskutierten Fragen zur Globalisierung und bieten in ihrer Literatur ein utopisches Potential, das bei deutschen Autoren weniger ausgeprägt ist. Die »Vogelperspektive« ist bei Autoren mit Migrationsgeschichte sehr viel weitwinkliger.

Gilt das für alle Chamisso-Preisträger?

Ich glaube tatsächlich, dass dies für alle Chamisso-Autoren gilt, auch für die, die dieses für sich vielleicht gar nicht so sehr reklamieren würden. Ihre Biografie hat immer auch einen kreativen Effekt auf ihre Literatur und dieser Effekt ist tief in ihrer Migrationsgeschichte zu verorten.

Hat sich Ihrer Meinung nach die Bedeutung des Preises für die Autoren im Laufe seiner über 25-jährigen Geschichte verändert?

Die Bedeutung des Preises ist grundsätzlich größer geworden, nicht nur für die Autoren. Der Preis wird immer stärker wahrgenommen. Dies liegt sicher auch daran, dass in den letzten zehn Jahren auch vermehrt bereits bekanntere Autoren wie beispielsweise Feridun Zaimoglu ausgezeichnet wurden, die dem Preis eine zusätzliche öffentliche Aufmerksamkeit verschafften.

Aber wie wichtig ist der Preis tatsächlich für die Autoren?

Der Preis ist deshalb immer noch wichtig, da viele Chamisso-Autoren immer noch nicht so gut in den literarischen Betrieb integriert sind wie Autoren ohne Migrationshintergrund. Sollte allerdings irgendwann einmal der Büchner-Preis an einen Lyriker wie José F. A. Oliver verliehen werden, könnte man vielleicht darüber nachdenken, ob der Chamisso-Preis sich überlebt hat. Derzeit braucht die deutsche Literaturlandschaft den Preis aber noch.

Welche Rolle spielen der Preis und die sogenannte »Chamisso-Literatur« eigentlich in der germanistischen Forschung?

Die Behandlung der »Chamisso-Literatur« hat in den letzten 15 Jahren in der Germanistik sicher stark an Bedeutung gewonnen. Als ich Anfang der 90er Jahre meine Dissertation an der Universität Siegen zur Migrationsliteratur schrieb, wurde diese noch extrem kontrovers diskutiert. Heute greifen fast alle Forscher



Die Chamisso-Preisträger Abbas Khider und Ilija Trojanow (unten) zu





Gast an der Jacobs University Bremen

Chamisso-Preisträger auf der globale°

21. 10. – 08. 11. 2011

Di 01. 11. 19.30 Uhr, Radio Bremen/Café Weserhaus:

Lesung von Zsuzsa Bánk und Feridun Zaimoglu

Mi 02. 11. 20.00 Uhr, Instituto Cervantes:

Autorenwerkstatt mit u.a. Zsuzsa Bánk und Feridun Zaimoglu

Do 03. 11. 20.00 Uhr, Zentralbibliothek Bremen:

Lesung von Catalin Dorian Florescu

Fr 04. 11. 17.00 Uhr, Deutsches Auswandererhaus:

Lesung von Francesco Micieli

Sa 05. 11. 15.00 Uhr, Jacobs University Bremen/
Conference Hall: Lesung von Zehra Çırak, Vorführung
des Abschlussfilms des globale°-Filmworkshops mit
Jugendlichen

So 06. 11. 15.00 Uhr, Deutsches Auswandererhaus:

Lesung von Nicol Ljubić und Olga Martynova

Weitere Informationen zur Jacobs University Bremen
unter www.jacobs-university.de und zur
globale° unter www.globale-literaturfestival.de

das Thema höchst dankbar auf und inzwischen gehört es fast zum guten Ton, dass jeder Nachwuchswissenschaftler zumindest einmal dazu publiziert.

Täuscht der Eindruck, dass die Auslandsgermanistik aber immer noch intensiver am Thema dran ist als die Inlandsgermanistik?

Der Eindruck ist auf jeden Fall richtig, der Grund ist vermutlich vergleichbar mit der Motivation meiner internationalen Studenten.

Wie ist eigentlich Ihr persönlicher Bezug zum »Chamisso-Thema«? Sie sind in Italien geboren und in Italien und Deutschland aufgewachsen...

Aufgrund meiner eigenen Biografie ist mir das »Chamisso-Thema« schon früh aufgefallen und hat mich begeistert. Denn wie in Deutschland gibt es auch in Italien eine Literatur der Einwanderer, vor allem von Autoren aus Nordafrika, aber auch aus Albanien und anderen Teilen Osteuropas. Das ist insoweit spannend, als Italien ja nun über Jahre ein klassisches Auswanderungsland war. Es gibt in Italien inzwischen mit »Ex&tra« auch einen kleinen Literaturpreis, der sich mit dieser Autorengruppe beschäftigt.

Als wären Forschung und Lehre nicht schon Beschäftigung genug, leiten Sie mit »Globale« obendrein auch noch ein Literaturfestival. Was gibt es dort zu entdecken?

»Globale« ist mir und meiner Co-Festivalleiterin Libuše Černá von Radio Bremen eine wichtige Herzensangelegenheit. Es findet in diesem Jahr zum fünften Mal in Bremen und Bremerhaven statt und widmet sich ganz der grenzüberschreitenden Literatur. Der Schwerpunkt liegt dabei auf Autoren mit einem mehrsprachigen oder mehrkulturellem Hintergrund. Darunter sind natürlich auch zahlreiche Chamisso-Autoren, die wir zu Lesungen und Werkstätten an zahlreichen ungewöhnlichen Orten einladen. Darunter befindet sich zum Beispiel auch das Bremer Weserstadion. Mit den Lesungen in den Stadionkatakomben erreichen wir ein ganz besonderes und vor allem sehr junges Publikum. Auch die Veranstaltungen im Auswandererhaus in Bremerhaven haben allein schon aufgrund der Symbolkraft des Ortes ein großes und treues Stammpublikum gewonnen. Ein Autor wird zudem in jedem Jahr als »Writer in Residence« zu uns in die Universität eingeladen, um mit den Studierenden Schreibwerkstätten durchzuführen. Jedes Jahr gebe ich gemeinsam mit



meinen Doktoranden ein Buch heraus, in dem die Gespräche mit den Autoren ausgewertet dokumentiert werden.

Es scheint also, dass mit der Chamisso-Literatur auch ein junges Publikum zum Lesen und Schreiben verführt werden kann?

Auf jeden Fall! Unsere Erfahrungen in der Zusammenarbeit mit Bremer Schulen und der Stadtbibliothek zeigen, wie man durch ungewöhnliche Angebote und die zum Teil sehr spannenden Lebensgeschichten der Autoren große Begeisterung und Interesse bei den Jugendlichen wecken kann. Besonders spannend sind hier die Ergebnisse, die in unseren Videoworkshops erzielt werden, in denen Schüler im Alter zwischen 14 und 16 Jahren literarische Texte filmisch umsetzen. In diesem Jahr beschäftigen sie sich mit den Gedichten von Zehra Çirak.

Wir wünschen Ihnen für Ihre Arbeit mit und an der »Chamisso-Literatur« sowie für das Festival »Globale« weiter viel Erfolg.

Vielen Dank. Seien Sie uns alle zum Festival in Bremen und Bremerhaven herzlich willkommen.

Das Interview führte Frank W. Albers



Nino Haratischvili bei einem Workshop

Schreiben, Lesen, Publizieren

Die Robert Bosch Stiftung fördert die Schriftstellerinnen und Schriftsteller auch nach ihrer Auszeichnung mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis

Im Rahmen der Begleitförderung unterstützt die Robert Bosch Stiftung die Arbeit der Chamisso-Preisträgerinnen und -preisträger mit Stipendien und ihre Lesungen auf Festivals und in Literaturhäusern mit einem Honorar-Etat.

Mit Unterstützung durch Stipendien sind unter anderem Werke *Böse Spiele* von Michael Stavarić oder *Rom intensiv* von Feridun Zaimoglu geschrieben worden.

Außerdem werden die Preisträger in ihrem Engagement gestärkt, Jugendliche in Schreibwerkstätten für Literatur zu begeistern und zum Verfassen eigener Texte zu ermutigen. Die Schreibwerkstätten finden in Schulen im ganzen Bundesgebiet statt, teilweise über mehrere Monate hinweg. Im Rahmen des Kulturhauptstadtjahres »Ruhr 2010« leiteten beispielsweise José F.A. Oliver, Zehra Çirak, Selim Özdoğan, Léda Forgó und Que Du Luu fünf Schreibwerkstätten an Schulen in Dortmund, Duisburg, Recklinghausen, Essen und Gelsenkirchen.

Allein in den Jahren 2010 und 2011 sind über 35 Veranstaltungen und Lesungen mit Chamisso-Preisträgern gefördert worden: Auftritte auf der Frankfurter und der Leipziger Buchmesse sowie auf Literaturfestivals wie dem Hausacher LeseLenz, der LesArt in Dortmund oder der Globale in Bremen. In unregelmäßigen Abständen werden Lesereihen im ländlichen Raum und »Chamisso-Tage« an unterschiedlichen Orten mit einer Vielzahl von Lesungen und Veranstaltungen durchgeführt.

In Vorlesungen der Chamisso-Poetikdozentur an der Universität Dresden reflektierten bisher unter anderem José F.A. Oliver, Zsuzsanna Gahse, Hussain Al-Mozany und zuletzt Francesco Micieli Identitätskonzepte und Poetologien vor dem Hintergrund des eigenen Sprachwechsels und maßen interkulturelle Wahrnehmungsfelder aus. Die Vorlesungen erscheinen später gedruckt im Thelem-Verlag. Weiterhin fördert die Robert Bosch Stiftung die Erstellung eines Handbuchs zur »Chamisso-Literatur«.

Weitere Informationen unter www.bosch-stiftung.de/chamissopreis

Geschmack ist King – ein Kaleidoskop jugendlicher Befindlichkeiten

Schülertexte aus den Schreibwerkstätten
»Viele Kulturen – eine Sprache« innerhalb
der Kulturhauptstadt RUHR.2010



Dortmund

Fatima Yarhdi

Mein Traumberuf Kommissarin

Im Kommissariat meldete gestern der Direktor der Gertrud-Bäumer-Realschule einen Mord. Eine Schriftstellerin, die zur Zeit in der 9. Klasse mit den Schülern eine literarische Schreibwerkstatt macht, wurde tot aufgefunden.

Neben der Leiche wurde ein Haar gefunden.

Die Ermittlungen laufen auf Hochtouren. Alle Schüler der 9d mussten ihre Fingerabdrücke abgeben. Wir haben mit jedem Schüler einzeln geredet, um herauszukriegen, ob das Opfer Feinde hatte. Tatsächlich schilderte uns ein Schüler der 9d, dass am vorherigen Tag dem Opfer ein Text nicht gefiel und sie den Schüler, der diesen Text geschrieben hatte, ganz gemein und schlimm kritisiert hatte. Der Schüler war sauer und voller Hass, denn er hatte sich sehr viel Mühe gegeben mit seinem Text.

Das Ergebnis der Obduktion bewies meinen Verdacht. Der Schüler war es. Er tötete die Frau. Seine Spuren befanden sich unter ihren Fingernägeln. Sie wehrte sich, doch der Schüler war stärker und schlug - total außer Kontrolle geraten - solange auf die Autorin drauf, bis sie mit dem Kopf gegen das Waschbecken fiel und sofort starb.

Für den Schüler heißt es nun Jugendarrest - und von der Schule wurde er natürlich auch hinaus geschmissen. Und so läuft das Leben als Kommissarin. Jeden Tag neue Fälle.

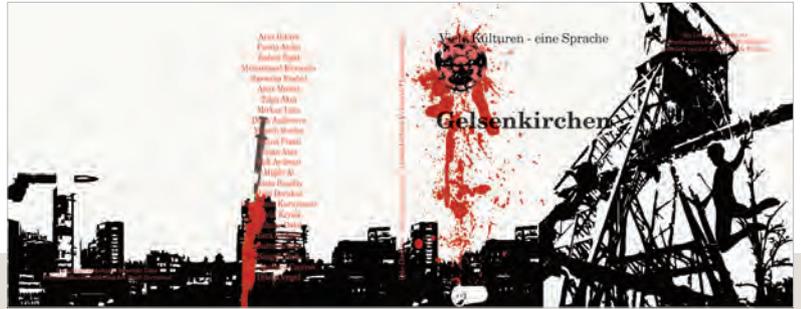
Es macht Spaß, sie aufzuklären und Neues zu lernen.

Duisburg

Etritane Emini

Alltägliches

Glücklich sein,
Tränen weinen,
Augen schließen,
Ganz laut niesen,
Haare schneiden,
Stress vermeiden,
Musik hören,
Durch Wut zerstören,
Essen gehen,
Im Regen stehen,
Mathe lernen,
Weit entfernen,
Geschichten schreiben,
Leicht übertreiben,
Freunde finden,
Sich überwinden,
Neues wagen,
Leid ertragen,
Etwas schlagen,
Schmerz im Magen,
Alleine sein,
Vom Leid befreien,
In den Spiegel gucken,
Essen schlucken,
Unbekläglich,
Alles alltäglich.



meine Lösungen kommen, doch es ist nicht so. Ich fühle mich an keinem Ort so wohl wie an diesem. An keinem Ort habe ich die Ruhe, die ich dort finde.

Das Gefühl, alleine zu sein, nicht beobachtet zu werden, von allem und jedem fern zu sein, womit ich tagtäglich konfrontiert werde, und mich dennoch in der »Öffentlichkeit« zu bewegen, gibt mir das Gefühl, noch zu der Gesellschaft zu gehören, obwohl niemand in meiner Sichtweite ist.

Also, Moritz, wenn du auch einen Ort benötigst, an dem du dich beruhigen möchtest nach einem stressigen Tag, dann weißt du ja, wohin dich die Reise führen kann.

Gelsenkirchen

Mirkan Usta

Mutterliebe, Bruderliebe

Und wieder sitzt sie alleine am Esstisch und ist in Gedanken bei ihren Söhnen. Tag ein, Tag aus. Hoffen auf bessere Zukunft. Der Blick so leer. Starr schaut sie auf den Küchentisch. Kein Blinzeln, kein Zucken, kein Rühren. Was hat sie so zerrissen? Eine Frau im Alter von 43 Jahren und verwitwet.

Es begann vor 3 Jahren. Kurz nach Schichtende wollte sie noch eine Kleinigkeit für ihre Kinder mitbringen, als sie einen Anruf bekam, der das Leben der Frau auf den Kopf stellte.

»Guten Abend. Oberwachtmeister Schüren am Telefon. Spreche ich mit der Frau Öztürk? ›Öztürk‹ ist das richtig?«

»Ja, so heiße ich.« Ihr erster Gedanke war, wie es ihren Kindern geht. Eine Mutter eben. Es zerreißt ihr Herz, wenn ihre Kinder weinen. Es blutet das Herz, wenn ihre Kinder leiden. Eine Mutter geht zugrunde, wenn ihre Kinder nicht mehr da sind.

»Ist irgendwas mit meinen Kindern passiert? Wo

sind sie?«, fragte sie mit solch einer zittrigen Stimme, dass selbst der Polizist erschrak.

»Bitte beruhigen Sie sich erst mal. Ihren Kindern geht es gut. Würde es Ihnen was ausmachen in das Polizeipräsidium Gelsenkirchen zu kommen?«

»Ich bin sofort da«, sagte sie und legte prompt auf.

Der Weg bis zum Polizeipräsidium verging blitzartig und schon stand sie vor den Pforten der Gerechtigkeit. Mit einem Blick konnte sie ihre beiden Schützlinge ausfindig machen und in ihre Arme schließen. Doch Hakim und Ismael waren nicht wie sonst. Sie umarmten ihre Mutter so sehr, dass sie keine Luft mehr bekam. Sie machte sich große Sorgen. Im selben Moment wunderte sie sich aber auch, warum Hasan, ihr Ehemann, nicht schon hier war. Das Gesicht kreideblass. Ihr Atem wurde leiser. Der Kopf immer schwerer.

»Wo ist euer Papa?«, fragte sie.

Ismael, der ältere Sohn, sagte mit zittriger Stimme:

»Mama. Unser Papa... ist nicht mehr bei uns.«

»Was willst du damit sagen?«

»Mama! Papa ist tot, verstehst du? Er ist tot! Er hat uns im Stich gelassen. Er ist nicht mehr da und wird auch nie wieder da sein.«

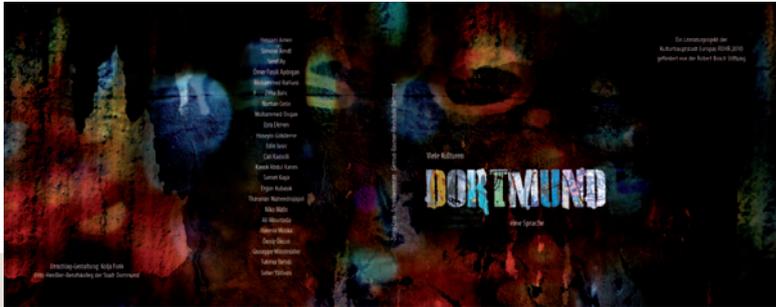
Alles ringsum schwarz. Das, was zuvor noch grün, blau, rot oder weiß gewesen war, war jetzt nur noch schwarz.

Der Blick auf die Kinder gerichtet, in Gedanken Pläne, wie man die Kinder ernähren kann.

»An einer Überdosis von Kokain ist ein 38-jähriger aus Gelsenkirchen am gestrigen Tage verstorben. Er ließ eine Frau und 2 Kinder zurück«, stand am nächsten Morgen in der Zeitung.

Dies war der Tag, an dem eine 40-jährige Frau ihr Leben geopfert hatte. Zeitgleich war das auch der Startschuss für die Karriere Ismaels. Erste Begegnungen mit Drogen und der erste Deal.

Schnell sprach sich rum, dass ein neuer Dealer in der Stadt sei. Von einem bedeutungslosen Dasein zu



Que Du Luu beim Schreibprojekt in Gelsenkirchen

einem stadtbekanntem Dealer. Das war Ismaels Beförderung.

Seine Lebensdevise lautete: »Man hat nur Freunde, wenn man Geld hat.« Geld hatte er genug. Und er wusste es auch auszugeben. Kleinere Geschenke für die Mama und den kleinen Bruder oder ein anständiges Abendessen.

Jeder profitierte von seinem neuen Job. Anders als Hakim aber wusste die Mutter nicht, dass ihr großer Sohn in der Drogenszene nicht unbekannt war. Sie glaubte, dass er einen Nebenjob als Pizzabäcker hatte.

Geld macht gierig, sagt man und im Fall von Ismael traf das genau zu. Er wurde gierig, kannte keinen Halt, wollte immer mehr und der beste sein. Besessen vom süßen Duft des Erfolgs wollte er das Unmögliche möglich machen. Um mehr Geld für weniger Ware zu bekommen, mischte er das Kokain mit Mehl und verkaufte es an seine Kunden. Es ging so lange gut, bis einer seiner Freunde auspackte und allen davon erzählte.

Kenan, Ismaels Sandkastenfreund und Geschäftspartner, kam mit dem Erfolg seines besten Freundes nicht klar und wollte seine Karriere so schnell wie möglich beenden. Doch Ismael verschwendete keinen Gedanken dran, dass sein »bester« Freund so etwas Hinterhältiges im Schilde führte.

03. 01. 2010 – ein ganz großer Deal.

Dies war eine Herausforderung für ihn. 2 Kilo Kokain wurden diesmal angefordert. Er konnte es nicht glauben.

»Jeder hat einen Job und jeder muss zusehen, wie man Geld macht ... ich bin kein Büropast und kann mich nicht hinter einem Schreibtisch setzen und einen auf Bänker machen! Ich habe meine Bänker, die für mich mein Geld weglegen und so soll es auch bleiben«, war Ismaels Satz, wenn man ihn auf den richtigen Pfad bringen wollte.

Doch Schicksalsschläge im Leben kommen unverhofft.

Man sagt ja, man soll aufhören, wenn es am Schönsten ist. Ismael aber kannte kein Stopp. Er versprach seinem Bruder Hakim, dass dies sein letzter Deal sei und er nach diesem Job mit seiner Familie ein neues Leben in einer saubereren Stadt beginnen möchte. Sauber von Drogen, Kriminalität und Armut.

Dann ging er zur Arbeit und verfiel seiner dreckigen Angewohnheit.

Dies sollte ihm aber zum Verhängnis werden.

04. 01. 2010 – Übergabe an den Kunden.

Angespannt stand Ismael mit seinem Rucksack voller Drogen am Revierpark Nienhausen und schaute nach links und rechts, um sich herum. Kein Anzeichen von Gefahr. Keine Gesetzeshüter und Augenzeugen. Der Deal konnte durchgeführt werden.

Im nächsten Moment kamen drei in schwarzen Anzügen gekleidete Männer auf ihn zu.

»Ismael?«, fragte einer der drei Männer ihn.

»Ja, der bin ich«, sagte Ismael und versuchte seine Angst mit einer tiefen Stimme zu überspielen. Ismael öffnete den Rucksack und holte ein Päckchen raus, um die Qualität seines Produktes zu beweisen. Sein Kunde aber wollte weiter gehen und packte es aus.

»Eine Geschmacksprobe wäre hier angebracht«, sagte er und tauchte seinen kleinen Finger in die weiße Versuchung.

»Sieh mal einer an, da wollte uns doch der Kleine tatsächlich über den Tisch ziehen«, sagte der Unbekannte.

Ismael wurde kreideblass, so blass wie die Mischung vor ihm.

»Nein nein, ich wollte euch nicht verarschen, ihr versteht das falsch, Leute«, sagte er so ängstlich, dass er bei jeder Bewegung der Männer zusammenzuckte.

Im selben Moment hatte Hakim Schulaus und war auf dem Weg nach Hause. Abkürzung durch den Park – und plötzlich sah er seinen Bruder von weitem mit der Knarre an der Brust.



Ohne groß nachzudenken, rannte er zu seinem Bruder und schrie: »Lasst meinen Bruder in Ruhe. Ich rufe die Polizei!«

»Nein Hakim! Renn schnell weg, geh zu Mama«, sagte Ismael mit sehr wütender Stimme.

Lautes Knallen, ein Echo und im nächsten Moment Stille. Ein Schuss war gefallen.

Keine Spur mehr von den drei Männern. Wie vom Erdboden verschluckt. Die Brüder waren alleine. Die Hände voller Blut. Ismael traute seinen Augen nicht.

Hakim, sein kleiner Bruder, schaute ihn mit weit geöffneten Augen an. Kein Rühren, kein Zucken. Nicht einmal ein Blinzeln war zu sehen. Die Kugel war für Ismael gewesen, prallte aber in die Brust Hakims und ließ ihn auf den Boden fallen. Was tut man nicht alles für seinen Bruder? Man opfert sogar sein eigenes Leben. Ismael konnte sein Versprechen nicht einlösen. Ismael konnte es noch immer nicht glauben. Sein kleiner Bruder war seinetwegen, wegen seiner Gier, wegen seiner Dummheit ums Leben gekommen.

»Wärst du doch nur gegangen!«, sagte er immer wieder vor sich hin. »Wärst du doch nur gegangen, Hakim.«

Er und Hakim waren nicht gut miteinander ausgekommen, klar, aber sie hatten schon immer gewusst, dass sie sich aufeinander verlassen konnten. Hakim hatte es bewiesen.

Bruderliebe eben.

Die Mutter kann es nicht ertragen. Trinkt und isst nichts mehr. Den Ehemann verloren, den kleinen Sohn verloren und Ismael im Knast. Alles aus dem Leben gerissen. Kein Sinn mehr, diese Existenz aufrecht zu erhalten.

Recklinghausen

Kenny Kremer

Der Recklinghausen-Effekt

Während der Pause.

Bäcker, Dönerbuden gefüllt.

Geschmack ist King.

Man schaut sich an,

Kennt sich nicht,

Geht aneinander vorbei,

Connecting people.

Man kennt sich,

Die Partnerbörse für Akademiker und Singles
mit Niveau.

Sagt sich »Hallo«.



Fünf Autoren – Fünf Schreiborte – Fünf Publikationen
von Schülern aus dem Ruhrgebiet

Ewige Spannung

Das Verhältnis zwischen Politik und Literatur

Von Hussain Al-Mozany

Das Grundwesen der Politik ist das Kollektive, sie ist immer bemüht, sich der Belange der Allgemeinheit zu bemächtigen. Darin steht sie im absoluten Gegensatz zur Literatur, die immer aus der Subjektivität heraus entsteht. Der Politik geht es um Mobilisierung und möglichst reibungsloses Funktionieren. Allerdings geht sie großen Herausforderungen und Themen aus dem Weg. Sie scheut nicht vor unlauterem Tun, sogar nicht vor Machenschaften zurück, um sich zu behaupten und eine dominante Stellung in der Gesellschaft einzunehmen. Die Politik bedient sich aller möglichen Kampfmethoden, um die kurzfristig angestrebten Ziele zu erreichen.

Der Literatur geht es dagegen in erster Linie um individuelle Ausdrucksformen, um die Hervorhebung und Voranstellung des eigenen Ichs gegenüber dem verschwommenen Kollektiven. Während die Politik ausschließlich in der Allgemeinheit existieren und wirken kann, braucht die Literatur geradezu die Distanz und meidet die Vermengung mit der Masse.

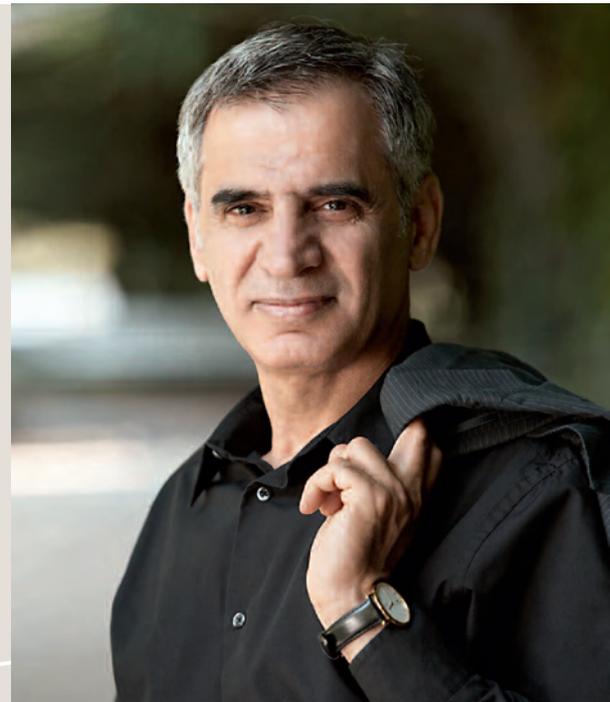
In der Wirklichkeit schließen sich die beiden Bereiche Politik und Literatur kategorisch aus. Sie sind Antipoden und treffen sich ganz minimal, aber dann auch nur im materiellen Sinne, nie im geistigen. Der Politiker, sei er demokratisch legitimiert oder demokratisch gesinnt, wird ständig von der fatalen Annahme geleitet, dass er über das Leben der Anderen entscheidet, und dass unter anderem auch die Kulturschaffenden von seiner Gnade und seinen Almosen leben. Wären die Literaten, so der Wunsch der Politik, nur Schöngeister und würden sich nicht in die Tagespolitik einmischen, wäre die Welt – aus der Sicht des Politikers – in Ordnung. Wobei die Literatur nichts anderes ist als

ein letzter Zufluchtsort vor dem Zugriff des Politikers, der genau weiß, dass Kulturschaffende zumindest materiell von ihm abhängig sind. Sie sollen durch Stipendien, Preise oder sonstige Verlockungen fügsam gemacht werden. Kratzt der Politiker an der Autonomie der Literaten, so versetzt er damit der gesamten Literatur den Todesstoß.

Bereits Platon versuchte dem unabhängigen Künstler einen Riegel vorzuschieben und ihm den Titel Dichter abzuerkennen. Hierzu schrieb er in seinem *Staat*:

»Wenn nun ein Mann, der infolge seiner Klugheit alles mögliche sein und alles nachahmen kann, in unsern Staat käme, sich selbst und seine Gedichte zur Schau stellen, dann würden wir ihn als einen heiligen, bewundernswerten und angenehmen Menschen zutiefst verehren. Aber wir würden ihm sagen, einen solchen Mann gebe es nicht in unserem Staate, noch dürfe er einwandern; dann würden wir ihn in einen anderen Staat geleiten, Myrrhenöl auf sein Haupt gießend und es mit Wolle bekränzend – selber aber wollten wir zufrieden sein mit einem strengeren und herberen Dichter und Erzähler – wegen des Nutzens.«

Den Literaten zu entmythologisieren und dadurch unschädlich zu machen, allein darin sieht Platon den Nutzen des Dichters. Der pragmatisch aussortierende, politisch motivierte Gedanke, eben *Politeia*, fand seine fundamentale Nachahmung im Islam und den Anweisungen von dessen Propheten Mohammed. Im *Koran*, Sure 26, »Die Dichter«, heißt es: »Und den Dichtern folge diejenigen, die vom rechten Weg abgeirrt sind. Hast du denn nicht gesehen, dass sie in jeder Gegend



- :: **Mansur oder der Duft des Abendlandes.**
Roman in deutscher Sprache. Leipzig
2002: Reclam
- :: **Wächter des verborgenen Imams.** Erzählungen in arabischer Sprache. Köln/Beirut
2004: Al-Kamel Verlag
- :: **Das Geständnis des Fleischhauers.**
Roman in arabischer Sprache. Köln/Beirut
1997: Al-Kamel Verlag.
Auf Deutsch: Berlin 2007: Schiler
- :: **Parallelwelten.** Poetikvorlesungen. Mit einem Nachwort von Walter Schmitz.
Dresden 2011: Thelem/w.e.b. Universitätsverlag

Der Schriftsteller, Übersetzer und Publizist Hussain Al-Mouzany, geboren 1954 im Irak, erhielt 2003 den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis

ziel- und planlos herumirren und dass sie sagen, was sie nicht tun? Nicht so diejenigen, die glauben und tun, was recht ist, Gottes ohne Unterlass gedenken.« Mohammed ließ sich gerne von jenen Dichtern, die ihm wohlgesinnt waren, selbst in Moscheen lobpreisen. Das tat der bekannte Dichter Hassan bin Thabib, gestorben 674, der zum Islam konvertierte und so etwas wie der Privatsekretär des Propheten wurde. Gefragt nach der unverkennbaren Schwäche seiner Gedichte nach seinem Übertritt zum Islam, antwortete dieser: »Das Schönste an der Poesie ist ihre Lügenhaftigkeit, und der Islam verbietet mir bekanntlich die irreführende Unwahrheit.«

Jeder Versuch eines Literaten, sich von der Politik zu entfernen, wird missverstanden oder gar sanktioniert. Das erfuhr zum Beispiel auch Gottfried Benn, der sich anfangs für die nationalsozialistische Idee engagierte. Er fiel in Ungnade, weil man ihn, das heißt, seinen Nihilismus und seine menschlichen Zweifel, falsch verstand. »Gib es auf, Dichter Benn«, schrieb das offizielle SS-Blatt *Schwarzer Korps*, »die Zeiten für derartige Ferkeleien sind endgültig vorbei, [...] eine derartige Geistesverblödung ins Volk zu tragen.« Benn wurde mundtot gemacht; nach 1938 erhielt er Schreibverbot, schon seit 1933 durften seine Gedichte nicht mehr im Hörfunk gesendet werden.

Der Politiker ist stets auf sein Tagesgeschäft bedacht und darum bemüht, möglichst alle »Bürger«, einschließlich der Literaten, einzuspannen, um jegliche Dissonanz abzuschleifen, während der Literat verbissen seine Seeleninsel vor dieser totalitären Vereinnahmung verteidigt. Er ist kein empirischer Forscher, kein berechnender Physiker oder Ökonom, vielmehr ein Visionär und Zukunftsweiser. Sein unerschöpfliches Themenrepertoire reicht bis zu den Anfängen der Menschheitsgeschichte zurück und ist immer noch aktuell. Ihm geht es um seinen eigenen und den Reifeprozess der Gesellschaft, nicht um Beschlüsse und harte Schnitte. Der Literat ringt keineswegs um rasche Entscheidung oder Kompromisse. Politiker und Kulturschaffende sind verschiedene Naturen, die sich gegen-

seitig bekämpfen, sich sogar bis aufs Blut hasen. Wenn es darauf ankommt, schreckt der Politiker nicht davor zurück, den Literaten aus dem Weg zu räumen. Es ist oft geschehen,

dass Politiker, der »Unbeständigkeit« und Zügellosigkeit der Literaten überdrüssig, diese für so gefährlich halten, dass sie zur Waffe greifen. Die Geschichte liefert uns kein einziges Beispiel, dass ein namhafter Künstler oder Literat jemals einen Politiker beseitigte.

Dem Literaten bleibt die Aufgabe, die Hinterlassenschaften der Politik auseinanderzunehmen und künstlerisch zu bearbeiten. Zudem wirft er aus der zeitlichen Distanz ein starkes Schlaglicht auf die Vergangenheit, um sie für die Zukunft zu beleuchten. Er vereint die drei Zeiten in seiner Brust, zieht im Gegensatz zum Politiker seine Lehre aus der Vergangenheit und ihren Missgeschicken. Allen Beteuerungen einer friedfertigen Koexistenz beider Pole – Politik und Literatur – zum Trotz bleibt eine unüberbrückbare Kluft, ja gar Feindschaft.

Es schmerzt die Kulturschaffenden immer wieder die perfide Strategie der Politiker, sie an den Rand der Gesellschaft zu schieben, sie zu marginalisieren, für ihre eigenen Verfehlungen verantwortlich zu machen. Schlimmer noch, der Politiker sieht im Literaten einen unmittelbaren Konkurrenten und trachtet danach, ihm sogar das Kunstwerk aus der Hand zu reißen. Und diese Einstellung ist noch weitaus gefährlicher als alle anderen Versuche des Politikers, den Literaten unschädlich zu machen.

Sollte jemals eine »vernünftige Brücke« zwischen diesen ewigen Rivalen geschlagen werden, dann ist nur der Politiker aufgefordert, auf den Literaten zuzugehen, ihn wörtlich zu nehmen, seine Unabhängigkeit zu respektieren, seine Ausdrucksformen, deren innewohnende bindende Zeitlosigkeit und nicht zuletzt seine Visionen anzuerkennen. Nur dann kann auch ein langersehnter »literarische Politiker« heranwachsen. ::

»Es lässt sich hier in Paris sehr deutsch leben«

Mit Chamisso-Forschern aus aller Welt in der französischen Hauptstadt



Von Michael Bienert

»Rue de l'Oratoire Nr. 8, etwas über dem Dach der gegenüber gelegenen Kirche erhaben, von der Familie und den alten feinen Bekannten verloren, leb' ich, lieb' ich, dicht' ich, tracht' ich meinen deutschen ruhigen Weg gelassen fort, und muß mich vor Deiner schönen Gattin, die mich gern etwas mehr französisch gehabt hätte, schämen, denn nirgends bin ich klotziger deutsch gewesen, als eben in Paris«, schrieb Adelbert von Chamisso am 18. Juni 1810 an seinen preußischen Dichterfreund Fouqué. Im Land seiner Geburt sehnte sich der Sohn französischer Emigranten nach den Freunden in Berlin. Er fand Anschluss an die deutsche Kolonie in Paris, traf den Naturforscher Alexander von Humboldt, den Dichter Ludwig Uhland und den Kunsttheoretiker August Wilhelm Schlegel. Dessen *Vorlesungen über dramatische Kunst und Literatur* übersetzte Chamisso ins Französische, gemeinsam mit der erfolgreichen Journalistin und Schriftstellerin Helmina von Chézy, einer deutschstämmigen Enkelin der »preußischen Sappho« Anna Louisa Karsch. In den Kreisen der Berliner Romantiker war solch eine Arbeitsbeziehung nichts Ungewöhnliches – auch nicht, dass sich daraus eine heftige Liebesaffäre Chamissos mit der verheirateten Kollegin entspann.

Die Rue de l'Oratoire ist eine kleine Gasse, aus der man auf die Nordfassade des Louvre schaut. Eine Stra-



Adelbert von Chamisso's Wohnung in der Rue de l'Oratoire Nr. 8

ßenseite wird vollständig von der altertümlich verwinkelten Seitenfassade einer Kirche eingenommen; sie diente zeitweise als Hauskapelle des Königsschlusses und gab der Straße ihren Namen. Nach der Französischen Revolution wurde sie geplündert und 1811 den Reformierten zugesprochen. Die barocke Eingangsfront des »Temple protestant de l'Oratoire du Louvre« an der Rue Saint Honoré ist eingerüstet, zum 200. Jubiläum war eine Restaurierung fällig. Das Eckhaus auf der anderen Straßenseite trägt die Adresse Rue de l'Oratoire Nr. 8, es ist ein freundliches Mietshaus aus dem späteren 19. Jahrhundert mit einer typischen Pariser Brasserie im Erdgeschoss. Aus den Wohnungen oben schauen die Mieter auf die Dachlandschaft der Kirche - wie Chamisso aus seiner Stube vor zweihundert Jahren. Gleich neben der taubenblauen Haustür steht ein knallgelber Briefkasten wie ein Geheimzeichen, das Chamisso-Liebhaber an seine Leidenschaft für das Briefeschreiben erinnern soll.

Geselligkeit und Netzwerk

»Verwahre meine Briefe, Briefe sind Archive«, schrieb Chamisso einmal seinem Briefpartner Louis La Foye. Sein erster Biograf Julius Eduard Hitzig wählte

das Zitat als Motto für das erste Lebensbild des Dichters. Doch bis heute gibt es keine Briefausgabe, die auf den reichlich vorhandenen Handschriften Chamissos basiert. Als Hitzig kurz nach Chamissos Tod zwei Bände mit Korrespondenz herausgab, strich er - aus Rücksicht auf noch lebende Liebhaberinnen wie Helmina von Chézy und den biedermeierlichen Zeitgeist - intime Details und derbe Ausdrücke. Ein Verfahren, das der Pariser Chamisso-Kenner René-Marc Pille als krasse Verfälschung empfindet. In Hitzigs Nachlass im Berliner Stadtmuseum fand die Germanistin Anna Busch etliche Originalhandschriften, die von der Druckfassung abweichen und darauf warten, für eine textkritische Briefausgabe ausgewertet zu werden. Und natürlich stand dem Biografen Hitzig sehr viel weniger Material zur Verfügung als heutigen Forschern.

Die Berliner Staatsbibliothek kaufte 1937/38 den umfangreichen schriftlichen Nachlass Chamissos an, außerdem befinden sich etliche Briefe von ihm in anderen Nachlässen ihrer Handschriftenabteilung. Bisher mussten Chamisso-Forscher nach Berlin reisen, um dort festzustellen, wie äußerst lückenhaft und fragwürdig die Überlieferung ist. In den kommenden zwei Jahren bekommt die weltweite Chamisso-Forschung endlich eine solide Grundlage: Mit finanzieller Unterstützung der Robert-Bosch-Stiftung wird der Chamisso-Nachlass in der Staatsbibliothek feiner als bisher er-

Chamisso

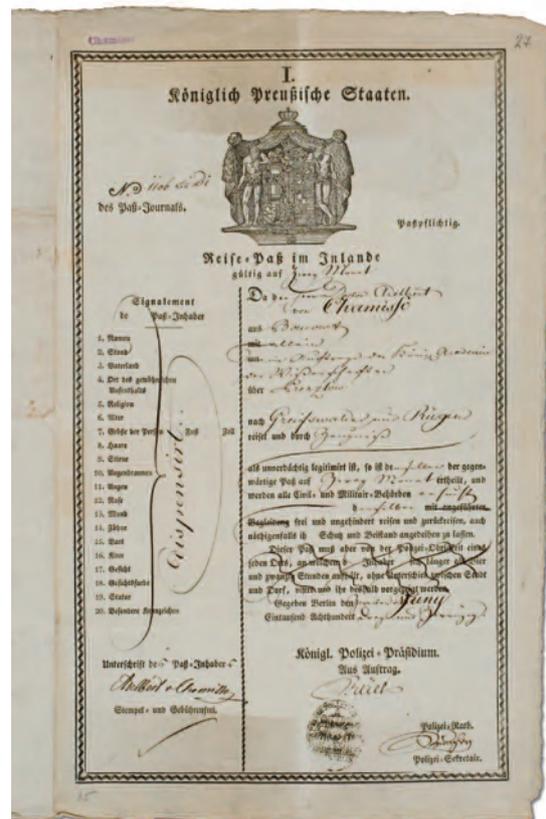
geschlossen, digitalisiert und im Internet für alle Interessierten vollständig zugänglich gemacht.

»Es wird sich ein Kosmos eröffnen«, schwärmt Jutta Weber, die das Projekt als Mitarbeiterin der Staatsbibliothek auf den Weg gebracht hat und seit kurzem auch der Chamisso-Gesellschaft vorsteht. Denn zum Nachlass gehören außer Briefen und Werkmanuskripten auch Chamissos Reisepässe, Urkunden, Notizbücher und Zeichnungen. Gemeinsam mit der im norwegischen Tromsø lehrenden Literaturwissenschaftlerin Marie-Theres Federhofer organisierte Weber im Juni 2011 eine dreitägigen Konferenz in Paris, zu der Chamisso-Forscher aus Frankreich, England, Deutschland, Norwegen, den USA und Kanada anreisten. Über »Korrespondenzen und Transformationen«, so lautete das offizielle Thema, sollte gemeinsam diskutiert werden. Genauer als dieses spröde Motto traf der Titel von Federhofers Vortrag den Geist der Zusammenkunft: »Geselligkeit und Netzwerk«.

Am Beispiel eines unbekanntenen Briefes an den Verleger Salomon Hirzel zeigte Federhofer, wie sich Chamisso als Herausgeber der Lyrikanthologie *Deutscher Musenalmanach* ab 1832 sein weit gespanntes Netz von Freunden und Korrespondenzpartnern zunutze machte. Bereits zwischen 1804 und 1806 hatte er mit Berliner Freunden einen »Musenalmanach« publiziert. Um diese Zusammenarbeit zu charakterisieren, brachte der Trierer Germanist Nikolas Immer den frühromantischen Begriff der »Sympoesie« ins Spiel: Kollektive literarische Produktion war seinerzeit eine verbreitete Praxis, davon hat Chamisso als Deutschschreibender Franzose profitiert. Ihm kam zugute, dass er kein Eigenbrötler war, sondern als Dichter und Naturforscher ein wahres Kommunikationsgenie, begabt zu produktiven Freundschaften über alle Grenzen des Standes, der Nation, der Sprache, der Kultur und des Geschlechts hinweg.

Mit den Augen der Anderen

Auf dieser Fähigkeit beruht die von Harry Lieberohn (University of Illinois) betonte Ausnahmestellung von Chamissos »Tagebuch« seiner Weltreise auf dem russischen Forschungsschiff »Rurik« in den Jahren 1815 bis 1818, deren literarische Verarbeitung Regina Hartmann und Johannes Görbert ebenfalls untersuch-



Chamissos preussischer Reisepass

ten. Aber auch viele Gedichte Chamissos leben von seiner Fähigkeit, mit den Augen der Anderen zu sehen. Er schrieb ganze Zyklen von Monologen aus der Perspektive von Frauen. Durch Vertonungen im 19. Jahrhundert erlangten sie enorme Popularität. Seither haben sich »Frauenliebe und -leben« zumindest in den westlichen Ländern so stark gewandelt, dass die Chamissolieder auf uns eher biedermeierlich wirken. Die Musikwissenschaftler Rufus Hallmark, Harald und Sharon Krebs widersprachen: Der Lyriker Chamisso versifizierte keine rückwärtsgewandten Ideen von Weiblichkeit, sondern gestaltete weibliches Erleben in einer männlich beherrschten Welt. Das ging so weit, dass er eine Braut in dem Zyklus *Thränen* angesichts ihrer drohenden Zwangsverheiratung um Umfruchtbarkeit flehen lässt. Sharon Krebs schilderte, wie Komponisten im 19. Jahrhundert um diesen Text einen Bogen machten und den *Thränen*-Zyklus entschärften. Ein kleines Chamisso-Konzert der drei Musikwissenschaftler krönte diese Sektion der Konferenz.

Die Germanistinnen und Germanisten richteten kritische Blicke auf Chamissos Affäre mit der Schriftstellerkollegin Helmina von Chézy (Selma Jahnke) und auf überraschende Verbindungen zwischen seiner *Peter Schlemihl*-Novelle und Grimmelshausens *Simplicissimus*-Roman (Sarah Michaelis). Sie stellten einen glücklichen Ausgang des *Schlemihl* in Frage (Volker Hoffmann), nahmen Übersetzungen ins Norwegische (Kjetil Henjum Berg) und die Verbreitung von Chamisso-

Reise=Paß im Inlande gültig auf Jerry Mount Da der Herr Doktor Adelbert von Chamisso

Gedichten in Anthologien (Lutz Hagestedt) unter die Lupe. Der zwiespältige Befund: Zwar ist die Präsenz von Chamissos Gedichten in Schulbüchern rückläufig, aber er teilt dieses Schicksal mit anderen Klassikern wie Goethe und Schiller.

Unter wechselnden gesellschaftlichen Bedingungen hat sich Chamissos Lyrik als erstaunlich haltbar und anschlussfähig erwiesen. Das verdankt sie ihrer Themen- und Formenvielfalt wie ihrer literarischen Qualität, die immer wieder prominente Fürsprecher fand, etwa Thomas Mann. Seit 1985 verankert der Adelbert-von-Chamisso-Preis der Robert Bosch Stiftung den Namensgeber im literarischen Leben der Bundesrepublik. Ein Glücksfall, so Klaus Hübner, weil der Name Chamisso eben nicht nur die Herkunft der Preisträger aus einem anderen Sprachraum markiert, sondern genauso für Vielfalt und Reichtum der »Chamisso-Literatur« steht.

Die Menschenähnlichkeit der Salpen

Dabei gerät leicht in Vergessenheit, dass Chamisso sehr viel mehr als Botaniker und Naturforscher publiziert hat denn als Dichter. Die Zeichnungen, die er für wissenschaftliche Publikationen lieferte, erforscht der Germanist Michael Schmidt. Matthias Glaubrecht und Hannelore Landsberg vom Berliner Naturkundemuseum ist es gelungen, Dutzende von Sammlungsobjekten zu identifizieren, die Chamisso nach seiner Weltreise der Berliner Universität überließ: Tierschädel, Walmodelle, Vogelbälge und in Alkohol eingelegte Fische. Landsberg konnte nachweisen, dass Chamisso bereits als Student an der Einrichtung des Zoologischen Museums der Universität mitarbeitete und entsprechend geschult auf die Reise ging. Der Biologe Glaubrecht erklärte den Geisteswissenschaftlern, was Salpen sind und warum die richtige Beschreibung der ungewöhnlichen Fortpflanzung dieser Meerestiere durch Chamisso eine enorme wissenschaftliche Leistung darstellte. Und wer hätte gedacht, dass wir Menschen mit diesen fremdartigen Manteltieren genetisch relativ eng verwandt sind?

Die Digitalisierung des Nachlasses in der Staatsbibliothek wird auch Forschern zur Geschichte der Naturwissenschaften viel Material an die Hand geben, etwa beim Studium der Notizbücher mit botanischen



Chamissos Eintrittskarte für den botanischen Garten und naturkundlichen Sammlungen in Paris

und zoologischen Aufzeichnungen, die Chamisso auf seiner Weltreise begleitet haben. Zu den vielen sprechenden Objekten im Nachlass gehört eine wunderschön gestaltete Eintrittskarte für den botanischen Garten und die naturkundlichen Sammlungen in Paris. Grund genug, nach dem Ende der Tagung dem nahen Jardin des Plantes wenigstens noch einen Kurzbesuch abzustatten. Die barocke Geometrie des botanischen Parks, der seit 1626 als königlicher Heilkräutergarten angelegt wurde, ist noch weitgehend dieselbe wie zu Chamissos Zeiten. Die großen Museumsbauten am Rand und die Gewächshäuser kamen später hinzu. In einer wenig beachteten Ecke des Parks ist ein kleines Barockpalais für die Direktion und das »Cabinet d'Histoire« zu entdecken. Eine ansprechende Ausstellung darin erzählt die Geschichte des Jardin des Plantes, seiner Menagerien und Sammlungen. Auf einem großen Modell der historischen Anlagen kann man mit den Augen spazieren gehen und sie wie Chamisso sehen, als er 1825 erneut Paris besuchte, um eine Entschädigung für die Vermögensverluste seiner Familie während der Französischen Revolution in Empfang zu nehmen. Nach seiner Weltreise hatte er in Berlin einen Dokortitel und eine Festanstellung am königlich botanischen Garten bekommen, schon deswegen gehörte der Jardin des Plantes für Chamisso bei diesem Pariser Aufenthalt fraglos zum Pflichtprogramm. Diesmal empfing ihn die französische Kapitale nicht als unbekanntem Dichterling auf Arbeitssuche, sondern als einen Naturforscher von Weltruf. ::

Surrealistische Romantik

Erwachsenwerden mit Michael Stavarić

Der jüngste Roman des 1972 in Brno (Brünn) geborenen Wiener Schriftstellers Michael Stavarić spielt in einer »ärmlichen, jedoch liebenswerten Gegend«. So charakterisiert sie der namenlose Ich-Erzähler, ein Junge, der nach dem Tod der Mutter in die Obhut seines Onkels gerät, eines schrulligen und zugleich beeindruckend weltweisen Raubeins mit abgründiger Vergangenheit. Dieser wohnt, anfangs noch mit seiner Frau, in einer merkwürdigen, von Wäldern, Schluchten und Bergen umgebenen Siedlung fernab der Welt, unter deren Bewohnern sich seltsame Sitten und Gebräuche entwickelt haben. Zum Beispiel die Brenntage – einmal im Jahr, »am ersten Tag des Herbstes«, schleppt man allerlei Gerümpel in den Garten: »Wir nahmen Streichhölzer und Feuerbeschleuniger und taten, was getan werden musste. Der Onkel (sichtlich stolz) sprach von den Brenntagen, und irgendwann nahmen sich alle Nachbarn in unserer Straße ein Beispiel...«. Ein Ritual, diese Brenntage, eines von vielen in dieser weniger liebenswert als vielmehr unwirklich und düster anmutenden Gegend. Der allmählich in pubertäre Verstrickungen geratende Knabe wächst auf mit dem Knistern der Flammen und den Gerüchen der Erde, mit mysteriösen Soldaten und Jägern im Dschungel der Wälder, mit strengen, aber auch abergläubischen und skurrilen Autoritäten und mit regelmäßig eintreffenden Briefen der toten Mutter. Zudem ist der Text geradezu durchsetzt von Bergbau-Motiven, und dabei an Novalis und dessen *Heinrich von Ofterdingen* zu denken, ist durchaus erlaubt. Eine unheimliche, bisweilen märchenhafte Szenerie, archaisch, wenn auch mit Fernsehempfang. Doch das Fernsehen ist genauso surreal wie alles andere. Nicht nur einmal erscheint es dem Jungen zweifelhaft, ob die Außenwelt und all das, was er auf dem Bildschirm gesehen hat, überhaupt existieren.

Der zarte Zauber von Stavarićs rauer Prosa, die oft im Sinne einer Litanei mit variierenden Wiederholungen arbeitet und damit Festlegungen vermeidet, hat weniger mit ihren Inhalten zu tun als vielmehr mit Rhythmus und Klang. Ähnlich wie in manchen früheren Büchern des enorm produktiven Autors ist die innere Ordnung auch dieses Romans eine musikalische. Eine brüchige, unvollendete Ordnung ist das, denn Sicherheiten gibt es in dieser Geschichte ebenso wenig wie in den schaurigen Tiefen der die Siedlung unterhöhlenden Minen. Das Erzählte kann immer auch

sein eigenes Gegenteil sein, und wo die Wirklichkeit aufhört und die Phantasie des Erzählers anfängt, ist nicht zu ermitteln. Oft spricht die Sprache selbst: Stavarić liebt seltene, gern auch veraltete Wörter und raunende, melodisch und faszinierend das Schicksal beschwörende Redewendungen und deren Variationen. Was nebenbei gesagt nicht untypisch ist für Schriftsteller, die in einer anderen Sprache aufgewachsen sind als in ihrer heutigen Literatursprache. Wie auch immer: Entstanden ist ein in sich konsequenter, aus Prosaflickeln meisterlich gewobener Wortteppich über die bedrohlichen Abgründe und fatalen Inkonsequenzen des Lebens, eine romantisch-surrealistische Parabel auf die Schwellenzeit zwischen Kindheit und Erwachsenenleben.

Michael Stavarić: Brenntage. Roman. München 2011: C.H. Beck. 232 Seiten, 18,95 Euro

Camus begrüßt Grimmelshausen

Der Zürcher Autor Catalin Dorian Florescu

Über die Zustände im Rumänien der Ceausescu-Jahre sind in letzter Zeit immer mehr Details bekannt geworden, und meist keine erfreulichen. Man darf unbescheiden sagen: Wer 1967 in Temeswar oder vielmehr Timisoara geboren wurde und dort aufwuchs, hatte es, nimmt man einen Gleichaltrigen aus Zürich zum Vergleich, nicht ganz einfach. Die Gegenwart aber meint es mit Catalin Dorian Florescu gar nicht so schlecht. Der ausgebildete Psychologe und Suchttherapeut ist ein weithin anerkannter, mehrfach ausgezeichnete Schweizer Schriftsteller geworden, und sein jüngstes Buch hat Elke Heidenreich in der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* in den höchsten Tönen gelobt: *Jacob beschließt zu lieben* sei Florescus bisher bester Roman, der seinen Autor »in die erste Reihe deutschsprachiger Schriftsteller katapultiert«. Wow! Andere nicht unbekannte Literaturkritiker sahen das übrigens nicht viel anders.

Wer ist dieser selten ohne seine Mütze auftretende Rumänien-Schweizer? Auf seiner Homepage erfährt man manches, nicht aber das Wichtigste: den Zauber seiner Prosa.

»Ich bin helvetischer, deutschsprachiger, europäischer Schriftsteller in einem«, hat Florescu vor einigen Jahren klargestellt. »Ich bin deutsche Literatur ohne



Wenn und Aber«. Das war gegen Zeitgenossen gerichtet, die deutschsprachige Literatur von Autoren anderer Muttersprachen noch immer nicht für ganz voll nahmen. Inzwischen hat sich das geändert – Stichwort: Deutscher und Schweizer Buchpreis 2010. »Ich bringe sehr vieles zusammen, was rumänisch ist, was balkanisch ist, was mediterran ist... und verbinde das mit der Kraft des Deutschen.« Das stimmt seit seinem stark autobiografisch gefärbten Roman *Wunderzeit* (2001). Wie dieser stellt auch *Der kurze Weg nach Hause* (2002) eine Reise ins Zentrum, und noch eindringlicher als im Erstling entfaltet Florescu da sein herausragendes literarisches Talent – Figuren mit solcher Sprachgenauigkeit, Opulenz und Farbigkeit zeichnen, das können nicht viele. Wer *Der blinde Masseur* (2006) gelesen hat, wird weder den Erzähler Teodor noch den Masseur Ion noch die unglaubliche Geschichte vom Weltliteratur-Sammeln in einem verfallenden rumänischen Kurort jemals vergessen. Mit *Zaira* (2008) weitet sich Florescus Schreiben über den konkreten Plot hinaus zu einer so noch nie vernommenen Chronik des 20. Jahrhunderts. Das ist Fabulierkunst vom Feinsten, aberwitzig, humorvoll und menschlich zugleich – auch wenn der Roman ein wenig zu lang geraten ist. In *Jacob beschließt zu lieben* ist dann keine Zeile überflüssig. Schon der Buchtitel ist ungewöhnlich: Jemand »beschließt« zu lieben? Wen oder was? Kann man Lieben überhaupt beschließen? Und ungewöhnlich ist das ganze Buch. Bis in die Zeit des Dreißigjährigen Krieges geht sie zurück, die Geschichte der aus Lothringen stammenden Banater Schwaben, und einer von ihnen ist Jacob Obertin aus dem Dorf Triebswetter bei Temeswar. Seine Geschichte wird erzählt, eine unglaubliche Geschichte, geprägt von Armut und Hunger, Verrat und Brutalität, vor allem aber von einer unerschütterlichen Liebe zum Leben, zum Land seiner Herkunft und zu seinen Mitmenschen, ein Familien- und Sippenepos in sechs Großkapiteln. Mehr noch: Die einzelnen Schicksale verschränken sich, wie Haarsträhnen zu einem Zopf, mit der blutigen Geschichte der Diktaturen, Deportationen und Umwälzungen des vergangenen Jahrhunderts. Das geschieht in üppigen Sprachbildern und oft filmisch anmutenden Szenen, kraftvoll angetrieben von einem Erzählfuror, der ein wahres Füllhorn an Figuren und Episoden über dem Leser ausschüttet. Und in all dem Unheil, mitten in der tiefsten Verzweiflung immer wieder: Jacobs Liebe zum Leben – und sei es noch so hart und armseelig. Das ist große humanistische Kunst von heute! Ganz klar: Solange Catalin Dorian Florescu dem Schreiben

treu bleibt, muss uns um die Zukunft guter Literatur nicht ernsthaft bange sein.

Catalin Dorian Florescu: *Jacob beschließt zu lieben*. Roman. München 2011: C.H. Beck. 405 Seiten, 19,95 Euro

Zaira ist ebenfalls im C.H. Beck Verlag erschienen, die ersten drei Romane – *Wunderzeit*, *Der kurze Weg nach Hause* und *Der blinde Masseur* – bei Pendo in Zürich. Weiteres unter www.florescu.ch

Weiter Himmel, kleine Jurte Ein Liebesroman von Galsan Tschinag

Dass ein deutscher Schriftsteller nicht unbedingt Lenz, Müller oder Schmidt heißen muss, hat sich herumgesprochen. Aber gleich Irgit Schynykbai-Oglu Dshuruk-Uwaa, wie Galsan Tschinag eigentlich heißt? Nun, dieser mutmaßlich 1943 als jüngster Sohn einer Nomaden-Familie geborene Erzähler hat das Deutsche schon öfter um erstaunlich neue Töne bereichert. Mit seinem Roman *Die neun Träume des Dschingis Khan* (2007) hat er zuletzt eindrucksvoll bewiesen, wie richtig es war, ihn bereits 1992 mit dem Chamisso-Preis auszuzeichnen. Das Stammesoberhaupt der turksprachigen Tuwa, einer ethnischen Minderheit in der Mongolei, ist zudem ein gewiefter Politiker und ein leidenschaftlicher Pferdenarr, was ihn zu DDR-Zeiten und danach mit seinem Förderer Erwin Strittmatter verbunden hat. Und er ist ein wortgewandter Schamane, den zu erleben bei einer wachsenden Fan-Gemeinde in Deutschland seit Jahren »Kult« ist. Ein durchaus bestsellerfähiger Autor, ein guter Verlag, ein neuer Roman – was soll da schon schiefgehen?

Viel schiefgehen wird nicht, selbst wenn *Das andere Dasein* eines seiner schwächeren Bücher ist. Es beginnt mit einem kulturkritischen Lamento und einem pathetischen Ja zum Leben: »Ja, das Leben ist schöner und die Menschen leben glücklicher, als die profitorientierten Meinungsereien dieser Welt in breitester Front es uns glauben machen wollen«. Wohlan denn, lieber Leser, nein: «edler Freund und lieber Bruder»! Hinein in die ewigen Jagdgründe der Liebe! Wir befinden uns im Jahr 1988 und in der Mongolischen Volksrepublik. Während die Menschheit ihrem Untergang jeden Tag ein Stückchen näher kommt, erhält ein 36-jähriger Vollblut-Mann namens Minganbajir einen



Neue Bücher

Auftrag, und das Schicksal schlägt zu: Die Leiterin einer Gruppe aus der fernen Volksrepublik Ungarn, für die er dolmetschen soll, ist die Genossin Professorin Anni Erdős – Anni, seine große Liebe, damals in Moskau im Spätfrühling 1977: »Ja, es ist die glücklichste Zeit in seinem Leben gewesen. Sie dauerte knapp drei Monate«. Dann beorderte der real existierende Sozialismus die Verliebten zurück in ihre Heimatländer, und es kam, wie es kommen musste: Sie verlieren sich zwar nicht aus den Herzen, aber aus den Augen. Elf Jahre bis zum unverhofften Wiedersehen: »Und seine Leidenschaft, die sich in den Jahren nie echt verbraucht und so angestaut hatte, schien grenzenlos«. Nur: Delegationsleiterin und Dolmetscher müssen ein Propellerflugzeug der Regierung besteigen, das eine bunte Bruderländer-Truppe in ein Vier-Sterne-Hotel in der Ebene der »Neun Träume« bringt. Dort findet die eng mit den politischen Zeitläuften verzahnte Liebesgeschichte ihre Fortsetzung, mit einer Überfülle an blumiger Steppen-Exotik, spätsozialistischen Merkwürdigkeiten und diversen Verwirrungen zwischen offiziellem Auftrag und brennender Leidenschaft. Der oft unangemessen hohe Ton bleibt, sogar *Don Karlos* wird zitiert. Der sprachlich überladene Roman plätschert vor sich hin, hinein in die neunziger Jahre. Dass *Das andere Dasein* existentielle Themen wie gelingendes Leben beziehungsweise gelebtes Glück vor Augen führen soll, bleibt über weite Strecken pure Behauptung. Zu viel sprachpathetische Mongolen-Folklore macht vor allem: müde.

Galsan Tschinag: Das andere Dasein. Roman.
Berlin 2011: Insel Verlag. 271 Seiten, 19,90 Euro

Der Clown und der Dichter

Ein literarisches Ferngespräch

Ein merkwürdiges, sehr sympathisches Buch ist diese Dokumentation einer »Erzählfreundschaft« zwischen dem in St. Gallen heimischen Clown, Pantomimen, Maler und Zeichner Pic, der mit seinen Programmen die halbe Welt bereist hat, und dem in Zürich und Rom lebenden, zehn Jahre jüngeren Poeten und Journalisten Dante Andrea Franzetti!

»Franz Hohler und Jürg Schubiger hatten »Hinter- und Hergeschichten« geschrieben, doch Pic und mir schwebte etwas anderes vor«, schreibt Franzetti gleich

auf der ersten Seite. Es ist auch etwas anderes geworden: ein erfahrungsgesättigtes, tief- und manchmal auch abgründiges Miteinander. Beide sind Künstler, wenn auch ganz unterschiedliche, sie sind verantwortungsbewusste Väter, und sie sind Fußballfans, allerdings solche der besonderen Art. Da gibt ein Wort das andere. Diesem Ferngespräch zu folgen macht Freude – gerade weil es kein Plaudern ist.

Noch nie hat Franzetti, dieser grandiose, mehrfach ausgezeichnete Schriftsteller, der nach einigen Umwegen endlich eine passende Verlagsheimat bei Lenos gefunden zu haben scheint, so viel Persönliches von sich preisgegeben. Er flunkert sich eine bis ins 12. Jahrhundert zurückreichende Familiengeschichte zusammen, erzählt von seiner Jugend als »Italienerli« in Kloten und den ersten Erfolgen als Schriftsteller, verfasst kleine, fast zärtliche Liebeserklärungen an seine Lieblingsstädte und versucht seiner Hassliebe zu Rom näher zu kommen. Franzetti schreibt über seine literarischen Favoriten wie Günter Eich und Max Frisch, oder er erzählt von einer Lesung aus seinem Roman *Die Versammlung der Engel im Hotel Excelsior* im Palace Hotel von St. Moritz, wo sein Vater ein halbes Jahrhundert lang im Smoking bedient haben soll: »Stabsübergabe – kennst du das?«. Er schildert seinen 50. Geburtstag und sein Unbehagen am Heute: »Ich werde alt, und wie alle Alten halte ich die Jugend für besonders blöde«. Und immer wieder werden aus Pics Anregungen veritable Kurzgeschichten, wie die vom »Bein ohne Mann«, oder es entsteht ein bitterböses »Märchen von den drei Königen«. Dass Pic bei alledem weit mehr ist als ein Stichwortgeber und Frager, darf nicht unter den Tisch fallen. Wenn er über seine Zeit bei den Junioren des FC St. Gallen in den sechziger Jahren berichtet, von der Freude an seiner Tochter, vom Tod der Mutter und seiner Hoffnung, nicht gerade vor einer Fußballweltmeisterschaft sterben zu müssen, dann ist das nicht nur ergreifend, sondern es ist immer auch gekonnt erzählt. Ein Nebenwerk zweier großer Künstler? Mag sein. Wichtiger aber: Ein bei aller Melancholie sehr witziges, menschenfreundliches Buch voller Überraschungen.

Pic & Dante Andrea Franzetti: Das Bein ohne Mann. Zürich 2011: Lenos Verlag. 178 Seiten, 19,90 Euro

1985

Aras Ören
Rafik Schami (Förderpreis)

1986

Ota Filip

1987

Franco Biondi
Gino Chiellino

1988

Elazar Benyoetz
Zafer Şenocak (Förderpreis)

1989

Yüksel Pazarkaya
Zehra Çırak (Förderpreis)

1990

Cyrus Atabay †
Alev Tekinay (Förderpreis)

1991

Libuše Moníková †
SAID (Förderpreis)

1992

Adel Karasholi
Galsan Tschinag

1993

Rafik Schami
İsmet Elçi (Förderpreis)

1994

Dante Andrea Franzetti
Dragica Rajčić (Förderpreis)

1995

György Dalos
László Csiba (Förderpreis)

1996

Yoko Tawada
Marian Nakitsch (Förderpreis)

1997

Güney Dal
José F.A. Oliver
Jiří Gruša (Ehrengabe)

1998

Natascha Wodin
Abdellatif Belfellah (Förderpreis)

1999

Emine Sevgi Özdamar
Selim Özdoğan (Förderpreis)

2000

Ilija Trojanow
Terézia Mora (Förderpreis)
Aglaja Veteranyi (Förderpreis) †

2001

Zehra Çırak
Radek Knapp (Förderpreis)
Vladimir Vertlib (Förderpreis)
Imre Kertész (Ehrengabe)

2002

SAID
Catalin Dorian Florescu
(Förderpreis)
Francesco Micieli (Förderpreis)
Harald Weinrich (Ehrengabe)

2003

Ilma Rakusa
Hussain Al-Mozany (Förderpreis)
Marica Bodrožić (Förderpreis)

2004

Asfa-Wossen Asserate
Zsuzsa Bánk
Yadé Kara (Förderpreis)

2005

Feridun Zaimoglu
Dimitré Dinev (Förderpreis)

2006

Zsuzsanna Gahse
Sudabeh Mohafez (Förderpreis)
Eleonora Hummel (Förderpreis)

2007

Magdalena Sadlon
Luo Lingyuan (Förderpreis)
Que Du Luu (Förderpreis)

2008

Saša Stanišić
Léda Forgó (Förderpreis)
Michael Stavarič (Förderpreis)

2009

Artur Becker
Tzveta Sofronieva (Förderpreis)
María Cecilia Barbetta
(Förderpreis)

2010

Terézia Mora
Abbas Khider (Förderpreis)
Nino Haratischwili (Förderpreis)

2011

Jean Krier
Olga Martynova (Förderpreis)
Nicol Ljubić (Förderpreis)

Mehr über sämtliche Chamisso-
Preisträger und frühere Ausgaben des
Magazins finden Sie unter
www.bosch-stiftung.de/chamissopreis



neuwigkeiten

Neuerscheinungen

Marica Bodrožić, *Quittenstunden*. Gedichte. Salzburg 2011: Otto Müller Verlag

Nino Haratischwili, *Mein sanfter Zwilling*. Roman. Frankfurt a.M. 2011: Frankfurter Verlagsanstalt, und: *Zorn/Radio universe*. Stücke. Frankfurt a.M. 2011: Verlag der Autoren

Que Du Luu, *Vielleicht will ich alles*. Roman. Köln 2011: Kiepenheuer und Witsch

Dragica Rajčić, *Warten auf Broch*. Text über Text. Innsbruck/Bozen/Wien 2011: Studienverlag

Ilma Rakusa, *Fremdvertrautes Gelände*. Essays. Band 1-2. Dresden 2011: Thelem Verlag

Said, *Ein Brief an Simba*. Kinderbuch mit Illustrationen von Gabriele Hafermaas. München 2011: Sankt Michaelsbund

Rafik Schami, *Eine deutsche Leidenschaft namens Nudelsalat und andere seltsame Geschichten*. München 2011: Deutscher Taschenbuchverlag, und: *Die Frau, die ihren Mann auf dem Flohmarkt verkaufte*. Oder wie ich zum Erzähler wurde. München 2011: C. Hanser

Yoko Tawada. Text + Kritik 191/192. Hrsg. von Heinz-Ludwig Arnold. München 2011: edition text + kritik

Ilija Trojanow, *Eistau*. Roman. München 2011: C. Hanser

Auszeichnungen

Der mit 10 000 Euro dotierte »Hohenemser Literaturpreis für deutschsprachige Autoren nichtdeutscher Muttersprache« ging an die 1970 in Zelinograd (Kasachstan) geborene Schriftstellerin **Eleonora Hummel**. Sie überzeugte die Jury mit ihrem Text »Eine Handvoll Laub«.

Für seine Erzählung *Die Narbe des Himmels* erhielt der seit langem in Rheinland-Pfalz lebende **Rafik Schami** den mit 10 000 Euro dotierten Georg-K.-Glaser-Preis 2011. Seine Bücher seien »geprägt vom jahrzehntelangen Verlust der Heimat«, sagte die rheinland-pfälzische Kulturministerin Doris Ahnen, deren Ministerium den Preis gemeinsam mit dem Südwestrundfunk (SWR) vergibt. Rafik Schami bekommt überdies am 30. Oktober in Bremen den mit 7500 Euro dotierten Preis des Vereins »Gegen Vergessen – Für Demokratie«. Seit Beginn seines literarischen Schaffens setze sich der Autor für Demokratie und Menschenrechte ein, sagte der Vereinsvorsitzende Joachim Gauck.

Der Carl-Amery-Literaturpreis 2011 ging an den 1965 in Sofia geborenen **Ilija Trojanow**. Der zur Zeit in Wien lebende Schriftsteller, Essayist und Übersetzer erzähle »mit großer Wissensgier und Gestaltungskraft von den Veränderungen kultureller Identitäten«, hebt die Jury hervor.

Für die Übersetzung von Péter Esterházy's *Ein Produktionsroman (Zwei Produktionsromane)* wurde **Terézia Mora** mit dem Übersetzerpreis der Kunststiftung NRW ausgezeichnet. Die Auszeichnung ist mit 25 000 Euro dotiert und wird zusammen mit dem Europäischen Übersetzer-Kolloquium in Straelen vergeben, immer zwei Mal aufeinanderfolgend im Wechsel an einen Übersetzer in die und aus der deutschen Sprache.

Auf der Frankfurter Buchmesse sind jeweils um 15 Uhr am ARTE-Stand die Chamisso-Preisträger **Feridun Zaimoglu** (14. 10.), **Yoko Tawada** (15. 10.) sowie **Hussain Al-Mouzany** und **Zafer Şenocak** (16. 10.) zu Gast. Moderiert von Irene Ferchl lesen sie aus neuen Werken und geben Auskunft über ihre Arbeit.

Neues zum »Chamisso-Thema«
Immacolata Amodeo/Heidrun Hörner/Christiane Kiemle (Hg.), *Literatur ohne Grenzen. Interkulturelle Gegenwartsliteratur in Deutschland – Porträts und Positionen*. 2009
Immacolata Amodeo/Heidrun Hörner (Hg.), *Zu Hause in der Welt. Topographien einer grenzüberschreitenden Literatur*. 2010
Immacolata Amodeo/Heidrun Hörner/Jan-Helge Weidemann (Hg.) *WortWelten. Positionen deutschsprachiger Gegenwartsliteratur zwischen Politik und Ästhetik*. 2011. Alle im Ulrike Helmer Verlag, Sulzbach/Taunus

**Die Mitarbeiter
 dieser Chamisso-Ausgabe**

Frank W. Albers wurde 1968 in Bremen geboren. Er studierte in Berlin und Frankfurt/Oder und arbeitete anschließend als Fernsehjournalist, bevor er 1998 die Leitung des Goethe-Zentrums in Reykjavik und einen Lehrauftrag für deutsche Literatur an der Universität Islands übernahm. Heute ist er Projektleiter für Kunst und Kultur bei der Robert Bosch Stiftung in Stuttgart.

Artur Becker, 1968 als Sohn polnisch-deutscher Eltern in Bartoszyce/Masuren geboren. Er lebt seit 1985 in Deutschland und studierte Kulturgeschichte Osteuropas sowie Deutsche

Literatur- und Sprachwissenschaft. Seit den 1990er Jahren schreibt er Romane, Novellen, Erzählungen, Gedichte und Aufsätze. 2009 wurde er mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet. Zuletzt erschien sein Roman *Der Lippenstift meiner Mutter*.

Hussain Al-Mozany, 1954 in Amarah/Irak geboren. Nach dem Schulbesuch in Bagdad seit 1978 im Libanon journalistisch tätig. 1980 übersiedelte er nach Deutschland und studierte Arabistik, Islamwissenschaft, Germanistik und Publizistik. Seit 1998 lebt er in Köln als freiberuflicher Schriftsteller und Übersetzer deutscher Literatur ins Arabische. 2003 erhielt er den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis. Zuletzt erschienen 2011 seine Dresdner Poetikvorlesungen »Parallelwelten«.

Michael Bienert, Jahrgang 1964, lebt seit 1977 in Berlin. Seit dem Germanistik- und Philosophiestudium arbeitet er als Autor und Journalist, u. a. als Kulturberichterstatte für die *Stuttgarter Zeitung*, konzipiert Ausstellungen und Stadtpaziergänge. Seine Bücher thematisieren die Berliner Literatur- und Kulturgeschichte, zuletzt erschien *Stille Winkel an der Berliner Mauer*.

Irene Ferchl, Jahrgang 1954, studierte Germanistik, Geschichte und Kommunikationswissenschaft und arbeitet seither in Stuttgart als Kulturjournalistin und Autorin literarischer Reiseführer. 1993 gründete sie das *Literaturblatt Baden-Württemberg*, dessen Herausgeberin und Chefredakteurin sie ist. Seit 1998 betreut sie für die Robert Bosch Stiftung die Publikationen zu den Chamisso-Preisträgern.

Léda Forgó, geboren 1973 in Kazincbarcika/Nordungarn, aufgewachsen in Budapest. 1991/92 war sie Regieassistentin beim Ungarischen Rundfunk, danach studierte sie Geschichte, erst in

Pecs, ab 1994 in Stuttgart und anschließend dort Figurentheater. Sie schreibt Theaterstücke, Kurzgeschichten und eine Kinderbuchreihe. 2008 erhielt sie den Adelbert-von-Chamisso-Förderpreis. Zuletzt erschien ihr Roman *Vom Ausbleiben der Schönheit*.

Klaus Hübner, Jahrgang 1953, arbeitete nach seinem Germanistikstudium und der Promotion als Dozent an in- und ausländischen Universitäten und für Verlage. Er lebt in München als Autor, Publizist und Literaturkritiker, ist Redakteur der Zeitschrift *Fachdienst Germanistik* und Sekretär des Adelbert-von-Chamisso-Preises der Robert Bosch Stiftung.

Yves Noir wurde 1967 in Frankreich geboren. Er studierte Mediendesign mit Schwerpunkt Fotografie und arbeitet als freier Fotograf und Dozent für Fotografie im In- und Ausland.

José F. A. Oliver wurde 1961 in Hausach im Schwarzwald als Sohn andalusischer Eltern geboren, er lebt dort als freier Schriftsteller und organisiert seit 1998 alljährlich den Hausacher Leselenz. Neben seinen Veröffentlichungen von Gedichten und Essays, zuletzt *Mein andalusisches Schwarzwalddorf und Fahrtenschreiber*, ist er als Gastprofessor und Stadtschreiber in aller Welt unterwegs. 1997 erhielt er den Adelbert-von-Chamisso-Preis.

Yoko Tawada, geboren 1960 in Tokyo, Japan. 1982 zog sie nach Hamburg, wo sie Literaturwissenschaft studierte und auf japanisch und deutsch zu schreiben begann. Seit 1986 veröffentlicht sie Prosa, Gedichte, Theaterstücke und Essays in Deutschland und Japan, zuletzt *Abenteuer der deutschen Grammatik*. 1996 wurde sie mit dem Adelbert-von-Chamisso-Preis ausgezeichnet, außerdem mit zahlreichen internationalen Preisen.

Impressum

Herausgegeben von der
 Robert Bosch Stiftung GmbH
 Redaktion
 Irene Ferchl, Frank W. Albers,
 Patrick Klügel
 Gestaltung
 r²|röger & röttenbacher,
 Büro für Gestaltung, Leonberg
 Abbildungen/Fotos
 Michael Bienert (auf Seite 27)
 Bettina Fürst-Fastré (10)
 Thomas Görge (22, 23)
 Jacobs University Bremen gGmbH (15)
 Markus Kirchgessner (13)
 Ulla Kortmann (20/21, 21)
 Yves Noir (1, 5, 6, 7, 8, 9, 24)
 Hayrettin Özcan (20)
 Staatsbibliothek zu Berlin/Preußischer
 Kulturbesitz (28, 29)
 Verlag der Literaturwerke Nenerva (26)
 Weidemann/globale° (16, 16/17, 18)

© 2011 bei den Autoren, Fotografen
 und dem Herausgeber
 Alle Rechte vorbehalten
 www.bosch-stiftung.de

LesArt. Festival Dortmund 2011

www.lesart-festival.de

11. bis 20. November 2011

freut sich auf

Katharina Bauer

Ellen Widmaier

Thomas Kade

Ralf Thenior

Schülerinnen und Schüler

aus Schreibwerkstätten

Olga Tokarczuk

Nino Haratischwili

Renitenztheater Stuttgart

Arnd Zeigler

Nicol Ljubić

Albert Ostermaier

Zsuzsanna Gahse

Philipp Quiring

Ralf König

Ursula Krechel

Jean Krier

LMBN

Sebastian 23 solo

Charlotte Brandi

Matze Pröllochs

wir sind – helden von hier

Publikumslesung

Preis der Jungen Literatur

Schulschreibwerkstätten mit

Zehra Çırak

Selim Özdoğan

José F. A. Oliver

KindergartenBuchTheaterFestival

veranstaltet vom Verein für Literatur e.V., Kulturbüro Stadt Dortmund, Stadt- und Landesbibliothek Dortmund, mit finanzieller Unterstützung der Sparkasse Dortmund, gefördert von der Robert Bosch Stiftung, in Zusammenarbeit mit der tu Dortmund, dem FanProjekt des BVB Dortmund, dem Polnischen Institut Düsseldorf und anderen